



Unruhe

STIMME

VON UND FÜR MINDERHEITEN

N° 77 **QUEERE IDENTITÄTEN**

INVESTIGATIVER JOURNALISMUS IN QUALITÄTSMEDIEN

Die Wege der Integration sind unergründlich. Der STANDARD-Kolumnist Hans Rauscher hat jüngst, bald 50 Jahre nach der Anwerbung der ersten „Gastarbeiter“ aus der Türkei, die türkische Stadt Yozgat entdeckt. Da ein Großteil der ersten Zuwanderergeneration aus dieser „rückständigen“ anatolischen Stadt nach Wien gekommen ist und deren Nachkommen „ihre Bräute noch immer von dort“ holen, so Rauscher, ergibt sich daraus natürlich Konfliktstoff aller Art.

Enthüllungsjournalismus vom Feinsten! Wir Migranten und Migrantinnen aus der Türkei, die wir es hätten besser wissen müssen, haben die Wahrheit über Yozgat bis heute bewusst oder unbewusst verdrängt. Kaum fiel in einer Runde mit anwesenden gebürtigen ÖsterreicherInnen dieser Name, haben wir weggeschaut oder so getan, als hätten wir nie etwas über den Stadt gewordenen Kern des Übels gehört. Die seriösen JournalistInnen dieses Landes haben ihrerseits viele Jahrzehnte umsonst verstreichen lassen, ohne den wahren Grund für das Scheitern der Integration auch nur zu errahnen. Nur wer willig ist, kann auch fremde Kulturen verstehen: Danke, Hans Rauscher! Sie schreiben die unbequeme Wahrheit (zwar grammatikalisch falsch, aber gelungene Integration bedeutet manchmal auch, das Eigene aufzugeben): „Bildung und die Einstellung zur Bildung wird [sic!] vererbt.“

Ich empfehle allen MigrationsforscherInnen, Regierungsmitgliedern, rechten Populisten und linken Gutmenschen, angesichts dieses zwingenden Befunds ihre Bücher, Parteibücher und Transparente fallen zu lassen, um eine einwöchige Reise nach Yozgat anzutreten. Dort werden Sie, liebe Irrende, der Quelle der gescheiterten Integration in vivo ins Auge blicken. Nach Ihrer Rückkehr wird nichts mehr wieder so sein wie früher. Ich plädiere außerdem dafür, Projektschulwochen in Yozgat abzuhalten, damit SchülerInnen endlich erfahren, mit

wem sie es in der Klasse und im Schulhof zu tun haben. Statt eines Muttersprachen- und Religionsunterrichts sollten wiederum die türkischen Kinder (oder die mit einem solchen Hintergrund) mindestens zweimal im Schuljahr in diese „arme und rückständige Gegend mit sehr traditioneller Lebensweise“ gebracht werden, damit sie über ihr eigenes Schicksal Auskunft bekommen und endlich einsehen, dass bei der unglücklichen Vererbung auch ein fleißiger Schulbesuch für den Hugo ist.

Die journalistische Kompetenz dank eigener Integrationsfähigkeit stetig zu steigern und dabei notgedrungen von einer Enthüllung zur nächsten zu eilen – in dieser Eigenschaft wird aber der STANDARD-Kolumnist von seinem Kollegen Michael Fleischhacker, dem (Noch-)Chefredakteur der Presse, übertroffen. Dieser hat sogar einen moralischen Grundsatz entdeckt. Er betitelt nämlich seinen Leitartikel unlängst mit dem formschönen Satz: „Wir sollten das Richtige auch für die falschen Zuwanderer tun.“ Das ist ein ethischer Standard, der es mit berühmteren Standards wie der Goldenen Regel, dem Kategorischen Imperativ oder mit jenem über die andere Wange durchwegs aufnehmen kann.

Fleischhacker konstatiert mit der sicheren Hand eines geübten Historikers, dass der „überwiegende Teil der Menschen, die in den vergangenen 20 Jahren aus der Türkei nach Österreich gekommen sind, nur hier sind, weil dieses Land nie eine gesteuerte Zuwanderungspolitik betrieben hat“. Ergo sind die meisten Menschen aus jenem Land, die in Österreich leben, die falschen Zuwanderer. Die richtigen hatten entweder in den letzten 20 Jahren anderweitig zu tun, oder sie sind – statt nach Österreich – in ein falsches Land zugewandert. Nun, das können wir nicht mehr rückgängig machen. Ein erfahrener und entschlossen dreinblickender Investigativjournalist wie Fleischhacker weiß das nur zu gut! Darum schlägt er auch

vor, diesmal mit der sicheren Hand eines Moralphilosophen, für diese falschen Fuffziger das Richtige zu tun. Noch nie war das christliche Abendland so großzügig und selbstlos gegenüber asiatischen Horden!

Auch hieraus könnte eine Reihe von praktischen Strategien zur Minderung der Integrationsschmerzen gezogen werden. Vereine zum Verbot vom Moscheebau beispielsweise könnten mit Migranten und Migrantinnen des betreffenden Bezirks ein „Integrationspiel“ veranstalten. Dort würden Vereinsmitglieder die falschen Zuwanderer (Türken) anhand ihres Aussehens erraten und aus der großen Gruppe herausbitten, um für sie – das Richtige zu tun. So etwas fördert den interkulturellen Dialog, denn man spricht und spielt miteinander (das Spielerische ist aus didaktischer Sicht sehr wichtig). Zudem würde ein solches Treffen der österreichischen Bevölkerung helfen, ihre berechtigten Ängste – wenn nicht schon abzubauen, so mit Sicherheit – auf die MigrantInnen zu übertragen. Oder aber könnte bereits im Kindergarten (Integration kann nie früh genug beginnen!) allen Mädchen und Buben, die Özlem oder Mehmet heißen, im Rahmen eines „Wer bist du?“-Spiels deutlich gemacht werden, dass sie Kinder von falschen Zuwanderern sind. (Aufgelöst werden sollte aber das Spiel mit der Zusicherung des pädagogischen Personals, dass alle Özlems und Mehments natürlich auch das Richtige bekommen werden.)

Wir bemerken: Qualitätsmedien sind das A und O für das friedliche Zusammenleben in einem Land. Vor allem solche, die Investigativjournalisten wie unsere angeführten Beispiele beschäftigen. Sie manifestieren insbesondere auch, dass Integration gelingen kann – wenn auch in eine andere Richtung: Sie, die Qualitätsmedien, zeigen, dass der Rassismus nun auch in Österreich in die „Mitte“ der Gesellschaft integriert worden ist.

Hakan Gürses

IMPRESSUM

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*).
Medieninhaber und Verleger: Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel.: 01/966 90 01, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel.: 01/966 90 03, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. **Chefredakteurin:** Gamze Ongan. **Redaktionelle Mitarbeit:** Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Helga Pankratz, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig. **Ständige AutorInnen:** Vlatka Frketic, Hakan Gürses, Kahlaue, Gerald K. Nitsche, Erwin Riess. **Zeichnungen:** Petja Dimitrova, Hakan Gürses. **Grafische Gestaltung:** schultz+schultz Mediengestaltung. **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. **Abowerwaltung:** Birgit Kogoj (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- (Ausland: € 30,-) /für Vereinsmitglieder kostenlos.

	IMPRESSUM	2
NUR WORTE ODER DOCH MEHR? ÜBER MÄCHTE UND OHNMÄCHTE VON BEZEICHNUNGEN Vlatka Frketic		4
QUEER SO WIE WIR!? DAS POTENTIAL DER BÜNDNISPOLITIK Nadja Schefzig		6
QUEER AS DEAF. ÜBER GEHÖRLOSE LESBEN UND SCHWULE Nadja Schefzig		7
QUEERS ON WHEELS. MOBILE IDENTITÄTEN Georgie Gruber		8
QUEER_BEHINDERT – BEHINDERT_QUEER Dominika Krejs		9
PEER-EDUCATION QUE(E)RT DIE SCHULE Doris Hauberger und Helga Pankratz		10
DAS PARADOX EINER TRANSIDENTITÄT IST LEBBAR. Interview mit Hans Scheirl		12
WIEN TANZT QUEER. EINE LEBENDIGE CLUBSZENE STELLT SICH GEGEN DIE HETERONORMATIVITÄT Silke Graf		14
MITTELPOSTER: WOLLEN VS. DÜRFEN Foto: Marsellus Wallaces, Idee und Umsetzung: Ervin, Camilla, Karim und Mateusz		16
HERR GROLL VERMELDET EINEN PYRRHUSSIEG ODER VOM ENDE DES SOZIALDEMOKRATISCHEN ZEITALTERS Erwin Riess		18
	GESCHEHEN	19
NACHLESE: DIE VERRÜCKTE WELT DER UTE BOCK Anita Klinglmair		20
BRIEF NACH ISTANBUL Gerald Kurdoğlu Nitsche		22
	KULTUREN UND KÜNSTE	24
	TIPPS	26
	KAHLAUERS TAGEBUCH	30

Wir trauern um Ilija Jovanović (1950–2010), Lyriker und langjähriges Vorstandsmitglied der *Initiative Minderheiten*.

THEMA: QUEERE IDENTITÄTEN

Die Tatsache, dass der Begriff Queer insbesondere im deutschen Sprachraum meistens als Synonym zu lesbisch, schwul oder transgender gebraucht wird ist zwar nicht korrekt, aber nicht weiter problematisch. In der US-amerikanischen Umgangssprache etwa steht Queer als Schimpfwort für Homosexuelle, die „falsch“ seien im Gegensatz zu der *straight world*, der Welt der „richtigen“ Frauen und Männer. Der STIMME-Themenschwerpunkt widmet sich dem Begriff Queer als Bezeichnung für eine politische Bewegung sowie für die einzelnen Personen, die dieser Bewegung angehören. Verbindend ist dabei die Forderung nach der Auflösung des Zwangs zur Heteronormativität.

Vlatka Frketic stellt sich der nicht einfachen Aufgabe, einen erklärenden Text zu Begriffen, Konzepten und Lebensentwürfen von homosexuell bis zu queer zu verfassen.

Ausgehend von Judith Butlers Forderung, queere Politik als Bündnispolitik zu verstehen, die ihre Kritik an Homo- und Transphobie mit einer Kritik an Rassismus zusammen denkt, plädiert Nadja Schefzig für minoritäre Allianzen, wenn es um politische Forderungen hinsichtlich der Minderheitenrechte geht.

Georgie Gruber und Dominika Krejs von der Gruppe *Queers on Wheels* thematisieren in ihren Beiträgen Mehrfachzugehörigkeiten und diskutieren die oft nicht erkannten exkludierenden Mechanismen in minorisierten communities.

„LESBEN und SCHWULE kommen in die SCHULE“ lautet der Slogan des seit 2003 bestehenden Projekts der Homosexuellen Initiative Wien. Doris Hauberger und Helga Pankratz stellen *Peer Connexion* vor.

Einen Überblick über Wiens lesbisch-schwule Clubszene und ihrer „all genders welcome“-Politik liefert Silke Graf.

Im Interview mit der *STIMME* erzählt der transidente Künstler und Universitätsprofessor Hans Scheirl, der seit 2006 die Klasse für Kontextuelle Malerei an der Akademie der bildenden Künste Wien leitet, von seiner künstlerischen und lehrenden Tätigkeit.

Im Zuge dieses Interviews entstand auch die Kooperation für das Mittelposter. Unter dem Titel „Wollen vs. Dürfen“ wurde dieses von Studierenden des Ordinariats für Kontextuelle Malerei an der Akademie der bildenden Künste gestaltet.

Zum Thema *Queer Refugees*, – Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität flüchten müssen – empfehlen wir die Lektüre des Themenschwerpunkts „Queer with(out) Borders“: ein Gemeinschaftsprojekt des online-Magazins *Migrazine* und des feministischen Frauenmagazins *an.schläge*, erschienen im Oktober 2010.

Im November präsentierte die *Initiative Minderheiten* die Ergebnisse des mehrjährigen Projekts „Viel Glück! Migration heute“. Neben dem gleichnamigen Sammelband entstanden auch zwei Ausstellungen. Nora Sternfeld und Hande



Themenfotos © Sabine Schwaighofer

Sağlam besprechen die Kunstaussstellung „Living Across – Spaces of Migration“ und die dokumentarische Musikaussstellung „Grenzpegel – Kreativität und Kontroversen migrantischer Musikszenen“.

Zur Bebilderung des Themenschwerpunkts stellte Sabine Schwaighofer (www.sabineschwaighofer.net) ihre Fotos aus der Serie „Zuschreibungen“ aus dem Jahr 1999 zur Verfügung.

Abschließend einen ganz besonderen Dank an Sushila Mesquita, Sabine Schwaighofer und Helga Pankratz für ihre Unterstützung bei der Konzeption dieser Ausgabe.

Anregendes Lesen
und Hinsehen wünscht

Gamze Ongan Chefredakteurin

NUR WORTE ODER DOCH MEHR?

Über Mächte und Ohnmächte von Bezeichnungen

Vlatka Frketic

Was möchte ich über jemanden wissen, wenn ich wissen will, ob dieser Jemand schwul, lesbisch, trans, queer oder etwas Anderes lebt? Und wenn ich es erfahre, was weiß ich dann über diese Person? Und was sind die Konsequenzen dieses Wissens?

Worte sind manchmal eine heikle Angelegenheit. Oft lassen wir uns dazu verleiten, Worte aus sich heraus zu verstehen. Also zu glauben, dass Worte an sich Bedeutung transportieren würden. Die Festlegung von Worten oder Texten wird jedoch von unterschiedlichen Bezugsrahmen und dem Vorwissen mitbestimmt. Der Sprachwissenschaftler Dietrich Busse beschreibt diese Bezugsrahmen „als Formen der sprachlich gebundenen Aktivierung von Wissen, die nicht als abstrakte Leistungen des ‚Sprach-

systems‘ bzw. der ‚Wörter an sich‘ (oder gar der ‚Sätze‘ an sich) aufgefasst werden können, sondern die gebunden sind an situative, textuelle und epistemische Kontexte“ (Busse, 1991: 89).

Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass wir aus Wörtern oder Sätzen nur die Bedeutung herausholen, die von den Autor_innen hineingelegt werden. Egal, ob es sich um gesprochene oder geschriebene Sprache handelt. So werden auch die Begriffe wie „schwul“, „lesbisch“, „homosexuell“, „queer“ oder „transgender“ sehr unterschiedlich verwendet, unabhängig davon, ob es sich um sogenannte Selbst- oder Fremdzuschreibungen handelt, um Identitäten, Lebensentwürfe oder politische Konzepte.

So sind auch die Kommentare dazu, wer sich wie benennt, in der diesjährigen Septemбераusgabe der *Siegessäule*, des Schwul-lesbischen Stadtmagazins für Berlin, höchst unterschiedlich.¹ So meint der 22-jährige Finn: „Ich bin nicht schwul, sondern ein Mann, der Männer liebt.“ Oder: „Mit dem Wort lesbisch fühle ich mich zu sehr in eine Schublade gedrängt.“ Manche lehnen die Selbstbezeichnung aus politischen Gründen ab. „Queer trifft es eher, weil es ein offener Begriff ist“, meint eine 27-Jährige. Für manche ist der Begriff „schwul“ zu politisch korrekt geworden bzw. „zu abgelutscht.“ Ein 26-Jähriger würde sich „lieber Tucke nennen als schwul“. Das sei eher identitätsstiftend, es impliziere auch das Abwertende.

Auffällig ist, dass es sich in dem Artikel durchgehend um Menschen unter 30 handelt, die die Begriffe „schwul“ und „lesbisch“ für sich ablehnen. Der Soziologe Rüdiger Lautmann, welcher sich Anfang der 1970er Jahre als erster Professor an einer Deutschen Hochschule mit der Diskriminierung Homosexueller befasste, meint in derselben Ausgabe der *Siegessäule*, es würde sich um einen Generationenwechsel handeln und die alten Kategorien seien für junge Leute nicht mehr attraktiv. Wohingegen für Ilona Bubeck, Mitbegründerin des Berliner Querverlags, ihr „lesbisch sein“ immer sehr politisch war, sie aber nie nur lesbisch gewesen sei, sondern auch feministisch, antikapitalistisch, queer und antirassistisch.

Ein Wort – viele Bedeutungen

Für manche mögen obige Aussagen nicht nachvollziehbar sein, unverständlich oder absurd, und/oder reale Lebensumstände und geführte Kämpfe gegen Diskriminierung verschleiern. Für andere können diese Aussagen auf Prozesse in vergeschlechtlichten Diskursen hinweisen, auf Veränderungen und Verschiebungen und neue Perspektiven. Wie dem auch sei. Die Gleichung „Ein Wort = Eine Bedeutung“ trifft auf jeden Fall auch auf – auf den ersten Blick so eindeutige – Worte wie „schwul“ oder „lesbisch“ nicht zu. Das macht es nicht unbedingt einfacher, einen erklärenden Text zu diesen Begriffen und Konzepten zu verfassen.

Das eine Wort, „homosexuell“, wird aufgrund meiner subjektiven Erfahrung eher selten als Selbstbeschreibung verwendet. Von manchen wird es auch als antiquiert abgelehnt. Es wird in diskriminierenden Gesetzen verwendet, in pathologisierenden (medizinischen) Diskursen und auch der Papst verwendet es, um die „Menschheit vor homosexuellem oder transsexuellem Verhalten zu schützen“ (Der Standard, 23.12.2008). Dahingegen wird der Begriff „Homosexualität“ immer wieder als Beschreibung von sogenannter „gleichgeschlechtlicher Liebe“ verwendet.

Das Wort „Homosexualität“ wurde im 19. Jahrhundert als medizinischer Fachausdruck geprägt. Bis dahin wurden gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen unter dem Namen „Sodomie“ als Sünde und Verbrechen klassifiziert (vgl. Kraß 2003). Zur „Sünde“ und zum „Verbrechen“ kam also die medizinische Pathologisierung hinzu. Im Katalog der internationalen Klassifizierung von Krankheiten (ICD) der Weltgesundheitsorganisation (WHO) erschien Homosexualität bis 1992 als eigene Krankheit.

Die Philosophin und Queer-Theoretikerin Beatrice Preciado meint in ihrem Kontrasexuellem Manifest, die homosexuelle Identität sei ein Unfall, „der von der heterosexuellen Maschine produziert und zugunsten der Stabilität der Produktionspraktiken des Natürlichen als anti-natürlich, anormal und objektiv stigmatisiert wird“ (Preciado, 2003: 17). Von zahlreichen schwulen und lesbischen Gruppen wird der Begriff Homo-



sexualität abgelehnt, weil er vor allem auf die Sexualität referiere und andere Aspekte schwul-lesbischen Lebens ausblende.

Der Gebrauch von Queer

Bevor ich etwas näher auf die Begriffe „schwul“ und „lesbisch“ eingehe, mache ich einen Sprung zu „queer“.

Das englische Wort „queer“ wurde zwar im 16. Jahrhundert aus dem Deutschen entlehnt, hat aber im Englischen eine andere Entwicklung durchgemacht. So war die abschätzende, abwertende und beschimpfende Bedeutung, die das Wort im Englischen auch heute noch hat, im Deutschen nie vorhanden. In akademischen Kreisen wird Queer immer wieder als Synonym für „lesbisch“ und „schwul“ verwendet. So steht in zahlreichen einführenden Werken zu Queer in der Einleitung, man beziehe sich mit dem Begriff auf plurale Lebensformen oder auch auf Transgender. Manchmal wird das auch in der abschließenden Zusammenfassung hervorgehoben. Dazwischen leuchtet es aber so gut wie ausschließlich lesbisch und schwul. Bedeutet „queer“ vor allem „schwul“ oder „lesbisch“? Nicht ganz.

Eine der wenigen Ausnahmen im deutschen Sprachraum ist die Philosophin und Queer-Theoretikerin Gudrun Perko. In ihrem Werk „Queer Denken“ präsentiert sie eine analytische Einteilung des Gebrauchs von Queer. Perko unterscheidet drei Varianten der Verwendung des Begriffs. Mit der (feministisch)-lesbisch-schwul-queeren Variante beschreibt sie Queer als Synonym für lesbisch und schwul und weniger als „Reaktion auf ausschließende Identitätspolitikern politischen Bewegungen [...]“ (Perko, 2005: 17). Mit der zweiten, der lesbisch-schwul-bi-transgender-queeren Variante beschreibt Perko eine erweiterte Form von Queer, in der Bisexualität und Transgender einbezogen werden. Auf den ersten Blick ist die zweite Variante nur eine Erweiterung der ersten um zwei Kategorien. Perko meint, dass wenn Transgender in der Form verwendet wird, dass für das gelebte Geschlecht das bei der Geburt zugewiesene keine zwingende Folge sei, dies zur dritten, der plural-queeren Variante führen kann. In dieser Variante wird Queer „als politisch-strategischer Überbegriff für alle Menschen verwendet, die der gesellschaftlich herrschenden Norm nicht entsprechen oder nicht entsprechen wollen“ (Perko, 2005: 17). Hier führt Perko u. a. Transgender, Cyborgs, Drags, Lesben, Schwule, Intersex² an und schließt auch unterschiedlichste kulturelle Herkünfte,

Religionen, phänotypische Merkmale u. a. ein.

Es gab jedoch auch Widerstände gegen das Konzept Queer. So wurde (und wird immer noch) befürchtet, mit Queer würden die ganz besonderen Haltungen und Lebensumstände von Lesben und Schwulen verschleiert werden. Lesbisch und Schwul würde unter dem queeren Mantel unsichtbar werden. Aber solange große Teile der Gesellschaft sexuelle, erotische und geschlechtliche Vielfalt, wie Gayle Rubin es beschreibt, als gefährlich, ungesund und verdorben ansehen, solange Schimpfwörter wie „Schwulette“ oder „Mannsweib“ im Alltag verankert sind, kann von einer Unsichtbarkeit von Lesben und Schwulen nicht die Rede sein.

Wandervögel und Lesben

Das Wort „lesbisch“ leitet sich von der griechischen Insel Lesbos ab und geht auf die Dichterin Sappho zurück, die die Liebe zwischen zwei Frauen besungen hat. Es sollte aber nicht angenommen werden, die Insel Lesbos sei vorwiegend von Lesben bewohnt oder werde vor allem von lesbischen Touristinnen besucht. Ich kenne nicht wenige Lesben, die ihren Sommerurlaub auf Lesbos mit der (vergeblichen) Suche nach Lesben verbracht haben. Es ist nur ein kleiner Ort, Skala Eressos, in dem sich während der Sommermonate neben zahlreichen Wandervögeln auch zahlreiche Lesben aufhalten.

Anders als das Wort „Lesbisch“, das sich wegen der Ableitung von einer real existierenden Insel international ausgebreitet hat und u. a. in den germanischen, slawischen, romanischen Sprachen verwendet wird, ist der Begriff „schwul“ außerhalb des deutschen Sprachraums nicht verankert. Das Wort „schwul“ wurde im deutschen Sprachraum seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit kriminell, hintergehend oder mit „Päderastie“ erklärt. Im Gegensatz zu „schwul“ wird das englische Wort „gay“ in mehreren Sprachgemeinschaften abwechselnd als Synonym für „schwul“ oder aber für „schwul/lesbisch/queer“ verwendet. Im Englischen schließt „gay“ i.d.R. auch Lesben mit ein. Im slawischen Sprachraum ist die Verwendung von „gay“ als Selbstbezeichnung bei Lesben und Schwulen verbreitet.

Die Fülle an Begriffen und Beschreibungen mag vielleicht verwirrend sein. Aber so wie es die unterschiedlichsten lesbischen Lebensentwürfe gibt, so gibt es auch unterschiedliche schwule, queere, trans u. v. a. Lebensentwürfe und Lebensrealitäten.

Fußnoten:

¹ www.siegessaeule.de/uploads/img/printausgaben/sis_09-10.pdf (Zugriff am 27.10.2010)

² Mehr zu queeren Begriffen: www.queeropedia.at

Literatur:

- Busse, Dietrich (1991): *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden.
- Rubin, Gayle S. (2003): *Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik*. In: Kraß, Andreas (Hg.): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 31-79.
- Kraß, Andreas (2003): *Queer Studies – eine Einführung*. In: ders. (Hg.): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Perko, Gudrun (2005): *Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*. PapyRossa: Köln.
- Preciado, Beatrice (2003): *Kontrasexuelles Manifest*. b_books: Berlin.

Vlatka Frketic

arbeitet zu Sprache und Macht, Queer Migration und Anti-Diskriminierung.



QUEER SO WIE WIR!?

Das Potential der Bündnispolitik

Nadja Schefzig

Die Bündnispolitik ist eine außerordentliche Herausforderung. Sie zwingt uns, über den eigenen Tellerrand zu schauen, den altmodischen Begriff der „Solidarität“ neu zu beleben, die modernere Kunst der „Empathie“ zu üben, Privilegien zu opfern und – was an allem Anfang steht: sich für „Andere“ zu interessieren.

Seit den 1990er Jahren spielt der Begriff queer im deutschen Sprachraum eine bedeutende Rolle. Parallel zu akademischen Debatten setzte ein Siegeszug des „queeren“ Lebensgefühls ein, welches u. a. der Theoretikerin Judith Butler die lebensweltliche Basis für ihr bekanntestes Werk „Das Unbehagen der Geschlechter“ gab. Mit dem Begriff „queer“ eröffnet sich ein breites Kontinuum zwischen den Geschlechtern und Begehren. Jede und jeder kann sich in Selbstgefühl und Selbstdarstellung sehr flexibel bewegen und heterosexistische Vorstellungen von Männlichkeit oder Weiblichkeit überschreiten.

Neben einer großen Zustimmung gab es auch Kritik an Judith Butlers Thesen, u. a. dass flexible Identitäten zu völliger Beliebigkeit führen und sich nicht für politisches Engagement oder

gar politische Bewegungen eignen. Als Beispiel: Ohne die Identität „Frauen“ gäbe es keine Frauenbewegung, ohne die Identität „Behinderung“ keine Förderungen für Menschen mit Behinderung, ohne die Bezeichnung „Homosexualität“ keine Gleichstellungspolitik usw.

Butler erwiderte, dass auf stereotypisierenden Identitätsannahmen beruhende Bewegungen eher Unterschiede und Diskriminierung reproduzierten statt sie zu überwinden. Butlers Position sowie die der KritikerInnen sind berechtigt, bestehen aber – manchmal harmonisch, manchmal widersprüchlich – nebeneinander: Also gibt es heute Identitätspolitiken neben kritischer Reflexion und performativer Subversion.

Erfolgreiche Identitätspolitik

Nach jahrzehntelangem Kampf ist in Österreich 2002 schließlich der letzte Strafrechtsparagraf gegenüber schwulen Männern gefallen. Seit kurzem können transsexuelle Personen ihren Namen ohne geschlechtsanpassende Operationen entsprechend ihrem gefühlten Geschlecht ändern. 2010 ist eine – wenn auch im Verhältnis zur Ehe immer noch diskriminierende – Form der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft rechtlich anerkannt worden. In Wien gibt es immer mehr schwule und lesbische Pflegeeltern. Mit Ulrike Lunacek hatte Österreich 1999 die erste geoutete Nationalratsabgeordnete. 2009 zog sogar die Wirtschaftskammer mit und kürte mit dem „Meritus“ den *queer-friendliest* Arbeitsplatz in Wien. Auch wenn Österreich von einer echten Gleichstellung von Lesben, Schwulen und Transgender-Personen in vielen Bereichen noch entfernt ist (etwa in der Frage der Kindesadoption), ist das soziale Leben durch die erfolgreiche Identitätspolitiken der LGBT¹-Bewegung viel leichter geworden als es noch vor 30 oder 40 Jahren war.

Queer Potential

Diese Erfolge wären ohne klar definierte Forderungen von klar umrissenen Gruppen kaum möglich gewesen. Doch soll auch das große Potential von *queer-politics* nicht vergessen werden. Die andere Seite der

„Beliebigkeit“ von „queer“ ist eine große Offenheit und Durchlässigkeit: Wer queer denkt, fühlt und lebt, muss eigentlich gar nicht queer „sein“, kann also auch z. B. „hetero“ leben. Auch wenn Judith Butler das Folgende vielleicht nicht unterschreiben würde, so denke ich, dass wenn man die Kategorie „queer“ weit vorantreibt, dann bleiben moralische Kategorien wie wechselseitiger Respekt übrig, die stärker sein könnten als etwaige Gruppenzugehörigkeiten. Darin liegt vielleicht das aktuelle Potential des Begriffs queer.

Als politische Option schlug Butler jedenfalls die Strategie einer „Bündnispolitik“ vor. Diese Strategie erachte ich für Minderheiten als sehr sinnvoll, obwohl sie eine Herausforderung ist: Sie zwingt uns, den altmodischen Begriff der „Solidarität“ neu zu beleben, die modernere Kunst der „Empathie“ zu üben, eigene Privilegien zu teilen, Vertrauen und Interesse an der „anderen Gruppe oder Person“ aufzubringen.

Wie wäre es zum Beispiel, wenn die gesamte Schwulen- und Lesben-Community auf die Straße geht, wenn das nächste Mal der Österreichische Zivilinvalidenverband eine Erhöhung der Ausgleichstaxe² fordert? Oder wenn die Kärntner Slowenen gemeinsam mit der *Austrian Union of Turkish Democrats* für die Fremdkindadoption von Schwulen und Lesben eintreten würden oder die Selbstbestimmt-Leben-Community geschlossen gegen die Verschärfung von Asylrechtsbestimmungen auftreten würde? So zahlreich sind die Minderheiten in Österreich, dass sie gemeinsam die Mehrheit sind.

Fußnoten:

¹ Abkürzung für *lesbian, bisexual, gay and transgender people*

² Die Ausgleichstaxe ist ein Betrag, mit dem sich Betriebe mit 25 oder mehr MitarbeiterInnen von der Verpflichtung, Menschen mit Behinderungen einzustellen, um läppische 223 Euro freikaufen können.

Literatur:

Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp: Frankfurt am Main.

Nadja Schefzig

lebt in Wien als freie Publizistin, Öffentlichkeitsarbeiterin sowie Beraterin und Trainerin für Diversity Management.

QUEER AS DEAF

Über gehörlose Lesben und Schwule

In Österreich leben schätzungsweise 500 bis 1000 gehörlose Schwule oder Lesben, eine veritable Minderheit, von der dieser Beitrag handelt.

2005 wurde in Österreich die Gebärdensprache anerkannt, dennoch sieht die Situation für Gehörlose – besonders im Bildungsbereich und am Arbeitsmarkt – nicht rosiger aus. Daniela¹, eine junge lesbische, gehörlose Frau, sagt, dass die Diskriminierung am Arbeitsplatz die größte Belastung in ihrem Alltag darstellt. „Ich habe mich bei so vielen Firmen am 1. Arbeitsmarkt beworben, wurde auch oft zu Vorstellungsgesprächen oder Talentworkshops eingeladen. Vor Ort erhielt ich immer äußerst positives Feedback, zu einer Aufnahme reichte es jedoch schlussendlich trotzdem nicht. Ich habe schon das Gefühl, dass das mit meiner Gehörlosigkeit zu tun hat und dass es den Menschen oft einfach zu umständlich und zu anstrengend ist, jemand Gehörlosen einzustellen.“

Als lesbisches Paar fühlen sich Daniela und ihre Partnerin wenig diskriminiert, räumen aber ein, dass sie auch nicht „mitten in der U-Bahn wild rumknutschen“.

Diskriminierung aufgrund seiner Gehörlosigkeit gehört auch zum Alltag von Manny Schütz, Betriebsinformatiker und politischer Aktivist²: „Ich begegne immer wieder großer Ignoranz bei den Mitmenschen, ich fühle mich oft nicht ernst genommen, als Gehörloser wirst du oft automatisch für dumm erklärt, meine beruflichen Karrieremöglichkeiten sind stark eingeschränkt. Ein Studium ist fast unmöglich, weil Gebärdensprach-Dolmetschung zu teuer ist und nicht entsprechend finanziert wird. Die Diskriminierung betrifft insbesondere die Kommunikation und Information. So erreichen mich in der ÖBB oder U-Bahn wichtige Infos nicht – etwa Lautsprecherdurchsagen. Und ich kann nicht ins Kino gehen, außer bei Originalfassung mit Untertiteln. Auch im Fernsehen mangelt es in Österreich an Untertiteln. Meine Behinderung betrifft weitgehend den ganzen – für andere – normalen Alltag.“

Diskriminierung aufgrund von Homosexualität erlebt Manny als weniger belastend: „Homosexualität hat in Österreich in Rekordzeit und dank vieler Organisationen und politischer Initiativen einen großen Teil der Ziele erreicht. Wir können z. B. ‚heiraten‘, die Rechte sind bereits annähernd gleich. Im Alltag sehe ich wenig Diskriminierung, obwohl mein Partner und ich schon manchmal ein bisschen schief angeschaut werden.“

Aufholbedarf bei der Queer-Szene

Die gehörlose Community ist naturgemäß klein und überschaubar; jede/r kennt jede/n. Was bedeutet das für Schwule und Lesben? „Früher war es sicher nicht leicht für gehörlose Schwule oder Lesben in der gehörlosen Community. Heute hat sich das – insbesondere bei den jüngeren Gehörlosen – schon sehr verbessert“, bestätigen Manny und Daniela. Wie nimmt umgekehrt die „queer community“ Gehörlose auf? „Das hängt sehr davon ab, wie gut ein Gehörloser Lippenlesen kann“, erklärt Manny Schütz. „In Amsterdam steigen alle sofort auf ‚Zettelkommunikation‘ um. Amsterdam war ein Kulturschock für mich, so freundlich und liebevoll ist man dort in der schwulen Community mit mir umgegangen. In Köln ging’s mir ähnlich und in Washington und San Francisco konnten die Kellner sogar die Gebärdensprache. Da hat die Wiener Szene noch Aufholbedarf. Man muss ja nicht perfekt gebärden können, aber es wäre toll, wenn die Leute einen Spezial-Grundkurs machen würden mit ein paar der wichtigsten Gebärden wie z. B. Bier, Wasser, Glas, Zahlen, süß, lieb, geil usw.“

Manny und auch Daniela leben mit hörenden PartnerInnen zusammen. Kommunikation und „Einander-Verstehen“ sind wie in allen Partnerschaften wichtige Themen. Manny’s Mann kann ein bisschen gebärden und möchte die Gebärdensprache noch besser erlernen. Schon jetzt haben die beiden einige Kommunikationsregeln eingeführt, die ihr gegenseitiges Verstehen erleichtern. Danielas Freundin gebärdet bereits fließend, sodass es in ihrer Beziehung wenig Missverständnisse aufgrund von Sprachbarrieren gibt. In ihrem jeweiligen Freundeskreis wird ihre Beziehung gut akzeptiert. Daniela und



ihre Freundin dazu: „Gehörlose Personen können mit hörenden Personen eine gute, intakte Beziehung führen. Wir finden es traurig, dass doch einige die Meinung haben, es ginge nicht, und das wären zwei verschiedene Welten, das könne nie richtig zusammenpassen. Wir sind der festen Überzeugung, dass mit gegenseitigem Respekt und mit gegenseitiger Wertschätzung, trotz dieser beiden unterschiedlichen Kulturen eine harmonische wunderschöne Beziehung existieren kann und wir sind ja auch der beste Beweis dafür.“

Fußnoten:

¹ Name von der Redaktion geändert.

² Manfred Schütz ist aktiv bei SoHo, der SchwuLesBiTransGruppe der SPÖ sowie bei der Gruppe „queer as deaf“.

Nadja Schefzig

QUEERS ON WHEELS

Mobile Identitäten

Georgie Gruber

*Warum weigern sich Queers on Wheels bis dato, klar zu benennen, welche Mitglieder*nnen sich auf welche Weisen als behindert, als nichtbehindert, als transgender und/oder als queer identifizieren? Wenn wir derzeit vereindeutigende identitätspolitische Gruppen-, aber auch Selbstsetzungen eher hinderlich finden, dann möchten wir nicht gleichzeitig die Differenzen durchstreichen, die innerhalb unserer Gruppe bestehen.*



Auch zwischen (minorisierten) Gruppierungen können Privilegien ungleich verteilt sein. Über die Verwischung von Zuschreibungsmöglichkeiten wollen wir Bilder, Vorstellungen, Annahmen verschieben und einander und andere stärken. Einige von uns können in Bezug auf Zuschreibungen als Queer, Lesbe, Trans*, Behinderte*, Migrant*in usw. „passen“⁴¹ und andere können oder wollen das nicht.

Wenn wir in der Bezeichnung unserer Gruppe sowohl auf Queer als auch auf Behinderung verweisen, dann deshalb, weil wir momentan zuvorderst Interessen verstärken möchten, die mit diesen beiden Bereichen zu tun haben. Wir generieren Wissen, das für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Dieses Wissen gibt es schon, wir erfinden es nicht, aber es gibt zu wenig öffentliche Verhandlung dazu. Wir teilen die Erfahrung, dass sich spezielles Wissen dort konzentriert, wo sich die (im akademischen Raum) viel zitierten Überschneidungen/Intersektionen/so bezeichneten Mehrfachbetroffenheiten/Überlappungen finden. Mehrfachzugehörigkeit erweitert nicht nur Wissen, sondern kann auch Unbehagen gegenüber communities, denen wir angehören, erzeugen. Eine Bandbreite an Merkmalen oder codes werden zugelassen, andere gleichzeitig exkludiert. Gruppenzugehörigkeit bildet Normen aus. Wenn diese Intersektionen nicht positiv besetzt werden können, erzeugen sie Exklusivität. Diese Exklusivität fragt in der Regel nicht von sich aus nach den eigenen exkludierenden Mechanismen, auch wenn es – vor allem in aktivistischen Communities – sattsam bekannt sein müsste, dass Exklusionen passieren, die, wenn erkannt, oft nur zähflüssig verändert werden können.

Die Veränderung von Ausschlussverhalten hin zu einladenden Weisen des Umgangs ist aber möglich, auch ohne die jeweilige community-Thematik zu sprengen, zu unterlaufen oder zu „verwässern“. Auch minorisierte Gruppen verändern sich (offensichtlich) nicht gern und oft nicht freiwillig. In Bezug auf queere behinderte und nichtweiße/schwarze/migrantische Leute erweisen sich die queeren oder

auch die LBSTI²-Szenen als geschlossen, ausladend oder exotisierend – und umgekehrt werden in behinderten oder nichtweißen/schwarzen/migrantischen Communities Normen gesetzt, die ein Outing als LBSTIQ-Person oft als zu riskant erscheinen lassen.

Akademische Produktion

Feministische, Postkoloniale und Queere Disability Studies und Forschung inspirieren *Queers on Wheels*. Wir beziehen uns kritisch auf akademische Produktion mit starker Verbindung zu realen Erfahrungen von Benachteiligung, Diskriminierung oder Gewalt, vor allem aber zu Möglichkeiten von Empowerment und politischen, individuellen und strukturellen Erweiterungen.

Wenn Disability an akademische Disziplinen angelegt wird oder mit anderen kritischen Wissensproduktionen wie feministische sowie Post/Neo/Koloniale und Rassismus-Theorien, Queertheory, u.a.m. Verbindungen eingeht, ist eine weit gehende Neugestaltung der akademischen Wissensproduktion zu erwarten, wie Rosemarie Garland-Thompson (2005: 1560) das fordert, oder Pushpa Naidu Parekh (2007: 142) es diskursanalytisch und mit der post/neo/kolonialer Ausgangsperspektive entwickelt. Aus den queer crip perspectives arbeitet Heike Raab an *embodiment*:

„Tendenziell blenden die ‚Disability Studies‘ die Verbobenheit von Körpernormen, Zwangsheterosexualität und Behinderung aus. Umgekehrt ‚verschleiert‘ die Queer Theory, trotz vorhandener Kritik an Körper- und Geschlechternormen, den klammheimlichen normativen Bezug zum kohärenten Körper, im Sinne eines ‚gesunden‘ Körpers. In beiden Perspektiven kommen somit letztlich Lesben mit Handicap weder als aktive Akteurinnen in Gesellschaft, Szene und Politik noch als Grundlage kritischer Theoriebildung vor. Das Erkenntnispotential und das Forschungsfeld von Queer Disability (Studies) verorte ich dementsprechend genau an den Schnittstellen dieser Ausblendungen. D.h. im Zentrum queerer (dis)abled Theorien und Praxen sollte die Bedeutung

gesellschaftlicher Sexualitätsverhältnisse und deren Verschränkung mit der Organisation, Produktion und Regulation von Behinderung stehen.“ (2003:4)

Für Sexualisierung von Behinderung

Queers on Wheels haben 2009 beim CSD-Pride mitgemacht, um die Parade zu nutzen als Umzug, Freak-Show, als sexualisierte Veranstaltung, die uns die Möglichkeit bietet, neue Bilder zu entwerfen und damit uns gegenseitig und andere, die unser Tun erkennen konnten oder wollten, zu stärken. Wir wollten kein Statement zu „Sex für Behinderte“ machen – ein Feld, das zur Zeit von Sexualpädagogik „für Behinderte“ vereinnahmt oder geprägt ist. Wenn behinderte Körper als (historisch, sozial, gender/politisch) asexualisiert begriffen wurden und werden, dann möchten wir stark machen: Queer bedeutet *auch* behindert werden/sein.

Aus der Perspektive von Dekonstruktion binärer Geschlechternorm könnte gesagt werden, dass immer dort, wo behinderte Personen sich selbst und einander sexualisieren, die heterosexistische, aber auch die homoerotische Norm durchkreuzt und gequeert wird. Insofern kann Behinderung auch als weitere Geschlechtervariante begriffen werden. Vielleicht verweist dieser Aspekt auch auf die Sperrigkeit und Irritation, mit der sich hetero/a-, aber auch lesbisch/schwule/bi-Szenen gegenüber behinderten Personen verhalten. Es werden hier weniger offene, als eher implizite Zugangsbeschränkungen gebaut. Der Effekt ist derselbe: Behinderte LBSTIQ-Personen bleiben draußen. *Queers on Wheels* akzeptiert das „Draußen“ nicht. Wir kreieren (Begehrens)Raum.

Fußnoten:

¹ „passen/passing“: wenn einer Person, gemessen an der Mainstream-Norm für

nichtbehinderte Körper nicht anzusehen ist, ob sie behindert oder nichtbehindert ist, hat sie eine Wahlmöglichkeit, Behinderung zu outen, sich freiwillig so zu sehen, oder auch nicht. Andere, die keine konventionellen Körpernormen erfüllen, werden meistens mit dem Attribut „behindert“ bedacht, selbst wenn sie das zurückweisen wollten.

² Die Abkürzungen LBSTIQ meinen Lesbisch-Bi-Schwul-Transgender-Intersex-Queer, verwendet in jeweils unterschiedlichen Kombinationen, je nachdem, welche Gruppierungen oder Orientierungen angesprochen sind.

Literatur:

Garland-Thomson, Rosemarie (2005): *Feminist Disability Studies*. In: *Signs – Journal of Women in Culture and Society* 30 (2): 1557 – 1587.

Parekh, Pushpa Naidu (2007): *Gender, Disability and the Postcolonial Nexus*. In: *Wag.a.du*. Vol. 4: 142-161.

Raab, Heike (2003): *Queering (Dis)abled Theories and Politics – Lesben und Behinderung*. Abrufbar unter: www.behinderte.de/disabilitystudies/qdtextsommeruni2003.htm (Zugriff am 6.11.2010)

QUEER_BEHINDERT – BEHINDERT_QUEER

Dominika Krejs

Die *Queers on Wheels* formierten sich 2008. Eine der Aktionen war, auf der Regenbogenparade einen Block zu bilden, ausgestattet mit Rollstühlen, einem fahrenden Pflegebett, Transparenten und viel Glam und Glitzer.

Ziel war es einer dominanz- wie auch subkulturellen Wegschau-, Betroffenheits- und Stigmatisierungs-Mentalität gegenüber „kranken“ Menschen im Rollstuhl offensiv entgegenzutreten. Wichtig war deshalb, dass keine Einschränkungen bestanden, wer im Rollstuhl saß oder Pflegebett lag; es gab kein notwendiges „Behinderungssymptom“, das Mitfahrende aufweisen mussten. Dementsprechend genossen wir es, wenn manche Rollstuhlfahrende zeitweise auch aus ihren Rollstühlen aufstanden um zu verdeutlichen, dass dieser Platz für viele ein durchaus begehrt und positiver Ort sein kann, bei dem es uns um eine dementsprechende Umwertung ging. Synergien wurden gebildet mit Verschiedenen, die sich abseits deterministischer Identitäts-Kategorien als queer verstehen, mit einem besonderem Fokus auf Transgender-Personen, die sich streckenweise mit ähnlichen Diskriminierungs-Strategien konfrontiert sehen, wie Behinderte.

Die *Queers on Wheels* sind eine offene, inhomogene Gruppe, die nicht kontinuierlich besteht, sondern sich mit „Pausen“ wieder für Aktivitäten zusammenfindet. Ressourcen gibt es wie immer bei unbezahlter, politischer Arbeit zu wenig. Die an uns gerichteten Nachfragen bezüglich des Verfassens von Artikeln, Publikationen oder zuletzt dem Mitwirken an einer Tagung, sind bemerkenswert häufig. Seltsam warum diese queer-behinderte Position, die sich so vortrefflich quer-denken lässt zu anderen diskriminierten Minderheiten erst jetzt für solche Zwecke entdeckt wurde. Hat etwa der Coolheits-Faktor von Queer erst in der Kombination mit Behinderung in Form der „Queers on Wheels“ so passend gewirkt? Hat Queer mit einer Umwertung von anfänglich mit diesem Wort Beschimpften, die seine Bedeutung aber in Folge umzukehren und mit Hippiess aufzuladen vermochten, eine Wirkung gehabt, wie es auch bei der Bedeutung des Begriffs Krüppel¹ gelingen kann? Queer ist unter Umständen in manchen Kontexten inzwischen vollständig sinnentleert, heteronormativiert² und taugt oft nur noch als Party-Slogan. Mir stellte sich die Frage ob eine ähnliche Entwicklung wie sie Queer durchlaufen hat, auch mit dem Begriff „Behinderung“ geschehen kann. In

dominanz- wie subkulturellen Bildpolitiken und Körpernormen gibt es allerdings wenig bis keine Präsenz von behinderten Körpern, von Krüppeln. Trotz meiner Ambivalenz gegenüber dem plötzlichen, großen Interesse, das dem Thema Behinderung zur Zeit entgegengebracht wird, ist es zentrales Anliegen der *Queers on Wheels* Behinderung zur Sprache zu bringen, Position im Diskurs zu beziehen und öffentliche Präsenz einzufordern.

Fußnoten:

¹ Krüppel: Der Begriff drückt zum einen die Wut über den (Alltags-)Rassismus gegen behinderte Personen aus. Zum anderen unterstreicht kein anderer Begriff den Stolz, die Emanzipation und Selbstbestimmung behinderter Menschen mehr.

² „Heteronormativität meint das Privileg, die Macht und den normativen Status der Heterosexualität, die Welt als selbstverständlich heterosexuell darzustellen.“ (Genschel 2003: 169).

Literatur:

Genschel, Corinna (2003): *Queer Meets Trans Studies: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher Transgression in Queer Theorie*. In: *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung*. Dimensionen von Gender Studies 12, 2003.

PEER-EDUCATION QUE(E)RT DIE SCHULE

Doris Hauberger und Helga Pankratz

Seit 2003 besteht in der Homosexuellen Initiative Wien (HOSI) das Projekt Peer ConneXion. Junge Lesben und Schwule besuchen auf Anfrage Schulklassen, Jugendzentren und Großveranstaltungen für SchülerInnen, um mit diesen zu Lebensformen, Homosexualität, Geschlechterrollen und Überwindung von Diskriminierung zu arbeiten.

Das Projekt Peer ConneXion der HOSI-Wien will die soziokulturellen Lernchancen der SchülerInnen erweitern. Ziel ist die Auseinandersetzung mit und Infragestellung von gesellschaftlichen Normierungen im Bereich Lebensformen und Sexualitäten, speziell also mit Hetero- und Homosexualitäten und Transgender-Lebensweisen. Die Peer-Educators, meist nur wenige Jahre älter als die SchülerInnen, fördern als GesprächspartnerInnen die Auseinandersetzung mit der Konstruiertheit von Geschlechtsrollen und sozialen Partnerschaftsnormen und machen die Relativität von Identitäten zum Thema. In den Workshops der Peer ConneXion geht es für die Jugendlichen somit auch um eigene Lebensgestaltungsmöglichkeiten.

Vielfältig lieben

Den Begriff „Pädagogik der Vielfalt“, insbesondere hinsichtlich sexueller Differenz, hat die Erziehungswissenschaftlerin Jutta Hartmann mit Bedeutung gefüllt. Oft wird aber auch von Lebensformen-Pädagogik gesprochen, die im Handlungsfeld Schule eine antidiskriminierende Wirkung entfalten soll, die – im vollen Bewusstsein der gesellschaftlichen Widersprüchlichkeiten – zur Partizipation von Lesben und Schwulen und zur Gesundheitsförderung beiträgt. Das Projekt steht dabei im Kontext ähnlicher Maßnahmen, die es in mehreren Ländern der Welt gibt. Einen Überblick darüber liefert das Buch „Sexuelle Vielfalt lernen“, in dem die beiden Autorinnen dieses Artikels die österreichische Situation, die sich zwar in den vergangenen 15 Jahren gut weiterentwickelt hat, aber nicht als rosig zu bezeichnen ist, beschreiben. (van Dijk, Lutz / van Driel, Barry 2008)

Vielfältige Ansprüche

Anfragen von Lehrkräften an Peer ConneXion lauten zum Beispiel: „Wir sind eine Hauptschule, wollen euch für ein Programm mit 21 Kids zwischen 13-15 Jahren, davon 20 mit Migrationshintergrund und teilweise sehr schlechten Deutschkenntnissen. Die Kids sind kognitiv eher schwach unterwegs, aber sehr lieb. Und sie verwenden die Wörter 'schwul' und 'lesbisch' gern mal als Schimpfwort bzw. haben sehr wenig Vorstellung, was Homosexualität tatsächlich ist.“ Zwei Peers besuchen die Schulgruppe und arbeiten mit vorbereiteten altersgerechten Methoden, beantworten Fragen und erzählen auch von ihrem eigenen Coming-out und ihrem Identitätsbildungsprozess als Lesbe bzw. Schwuler.

Es fragen aber auch SchülerInnen selbst an. Drei 16-jährige Schülerinnen einer berufsbildenden Schule kommen zu einem Vorgespräch zum Peer-Meeting. Sie werden ein Deutsch-Referat zum Thema „Homosexualität“ halten. Seitens der Lehrkräfte und der Schule ist ein Besuch befürwortet und der Beitrag der besuchenden HOSI-Peer-Educators soll sein, Fragen zu beantworten, sowie Erfahrungen und Meinungen über Homosexualität zu teilen.

Auch im Rahmen spezieller Projekte kommt es zu Workshops. Ein Lehrer fragt um einen Besuch an, da eine Gruppe SchülerInnen der 6. bis 8. Klasse Gymnasium, deren LehrerInnen und Eltern an einer Suchtpräventionsgruppe teilnehmen. Das Thema Homosexualitäten erscheint als dazu passend. Die SchülerInnen als MultiplikatorInnen sollen das erworbene Wissen innerhalb der Schule weitertragen. Diskussionsfreudig setzen sich die TeilnehmerInnen mit der eingetragenen Partnerschaft, mit Safer Sex, Vorurteilen und Normen auseinander. Da diesmal nur zwei männliche Peer-Educators Zeit haben gibt es einen Themenschwerpunkt auf männliche Homosexualität.

Auf der anderen Seite gibt es in Wien aber auch noch immer viel mehr Schulen, von denen gar keine Anfragen kommen. Entweder weil das Angebot nicht bekannt ist oder weil es abgelehnt wird. Die Spitze des Eisbergs an Ablehnung wird am folgenden Beispiel sichtbar: Zwei Hauptschullehrerinnen laden die Peer ConneXion zu einem dreistündigen Workshop, der an anderen Wiener Schulen

erfolgreich durchgeführt wurde, ein. Sie besuchen eine Vorbesprechung, nehmen einen Folder mit, erhalten Literaturtipps für die SchülerInnen und sprechen den Termin inhaltlich ab. Die Peer ConneXion ist in der Lage auf die kurzfristige Anfrage rasch zu reagieren, Personal bereitzustellen und bereitet sich vor. Am Tag vor dem Schulbesuch kommt die Nachricht, dass seitens der Direktion der Besuch nicht erwünscht ist, da mit kritischen Eltern mit migrantischem Hintergrund zu rechnen sei, dass es Aufregung und Ablehnung im Elternverein geben würde. Der Workshop fällt aus und die Koordinatorin der Peer ConneXion schreibt in der Folge einen gut überlegten, freundlichen, das Projekt erklärenden Brief an den Direktor. Auf diesen gibt es keine Reaktion.

Seit 2007 nimmt Peer ConneXion mit seinem Angebot am Tag der Vielfalt teil, einer alljährlich von der Europäischen Grundrechte Agentur (FRA) in Wien ausgerichteten Großveranstaltung, die von zahlreichen Schulklassen besucht wird. Ebenso Gruppen von StudentInnen, etwa an Privatusis, Krankenpflegeschulen oder Fachhochschulen laden ein oder besuchen als Gruppe die Peer ConneXion.. Auch internationale Jugendorganisationen wie die „Jungen Falken“ haben das Angebot schon genutzt.

Über Österreich hinaus

Die Wurzeln des Peer-Projektes liegen in den Jahren 2002/03, als im Rahmen eines EU-weit geplanten transnationalen Vorhabens sich Peer-Projekte aus mehreren Ländern vernetzten. Zwar kam es zu keiner EU-Förderung, aber die Wiener Peer ConneXion war geboren und hat sich erfolgreich bis heute gehalten. Die internationalen Kontakte sind geblieben. Im Rahmen der Schularbeit bietet sich immer wieder auch die Möglichkeit, einen Überblick über die Lage von Homosexuellen in den einzelnen Ländern der Erde zu geben. Dabei ist die Weltkarte, die von der International Lesbian and Gay Association (ILGA) jährlich aktualisiert herausgegeben wird, von Nutzen.¹

Peer ConneXion arbeitet ehrenamtlich, nimmt jedoch als Fahrtkostenentgelt bzw. für Materialausgaben kleine Unkostenbeiträge gerne an, wenn dies seitens der Schule möglich ist. Als unbezahlt arbeitendes, seit 2010 erstmals durch die Wiener Integrationsstadträtin Sandra Frauenberger minigefördertes Projekt, trägt die Peer ConneXion zum Empowerment

von lesbischen und schwulen Jugendlichen und Erwachsenen bei. Das Projekt ist professionell koordiniert und supervisorisch begleitet. Die erreichten SchülerInnen sind zwischen elf und 20 Jahre alt, der Großteil davon zwischen 13 und 17 Jahren. Die Workshopeinheiten dauern 50 bis 150 Minuten, meistens jedoch gute zwei Schulstunden.

Die Zahl der aktiven Wiener Peers schwankt jährlich, da die Mitarbeit im Projekt von Tagesfreizeit zu Schulunterrichtszeiten abhängig ist. Es sind meist junge Leute in Ausbildung, die eine Zeit lang als Peer mitwirken. Laufend müssen jedoch neue Peers gefunden, eingeschult und begleitet werden, um die regelmäßigen Anfragen auch personell befriedigen zu können. Mit dem Eintritt ins reguläre Berufsleben scheiden aktive Peer-Educators in der Regel aus dem Projekt aus. Im statistischen Rückblick über die letzten drei Jahre (März 2007 bis Juni 2010) wurden in Wien durch Peer ConneXion 712 Jugendliche erreicht, davon ziemlich genau 50 Prozent männlich und 50 Prozent weiblich. Peer-Educators waren 127-mal im Einsatz, davon 57-mal Frauen und 71-mal Männer. Der Überhang an männlich aktiven Peers begründet sich darin, dass es eine besondere persönliche und soziale Leistung lesbischer junger Frauen ist, als Peer-Educatorin zu wirken. Männliche Homosexualität steht bei Anfragen im Vordergrund. Schwule begegnen diesem anfragenden Interesse generell mit dem Eigeninteresse der Selbstdarstellung. Das Lesbische in diesem Kontext in gelungener Weise darzustellen ist immer eine Arbeit am Thema der Marginalisierung des Lesbischen.

Pädagogische Courage

Insbesondere ist von den einzelnen Lehrkräften, den SchuldirektorInnen, der föderal organisierten Schulverwaltung und der bundesministeriellen Zuständigkeit ein Bekenntnis zur pädagogischen Courage einzufordern. Homosexualität oder Transgender-Identität darf im Kontext der Schule nicht zur Ausgrenzung führen: weder von Lehrkräften noch von SchülerInnen und auch nicht von gleichgeschlechtlich liebenden Eltern und deren Kindern im Schulalter. Pädagogische Courage zeigen Lehrkräfte, die sich trauen, das Thema im Unterricht in geeigneter Form anzusprechen. In vielen Fächern (Deutsch, Sprachen, Geografie, Geschichte, Psychologie, Religion, Kommunikation, soziales Lernen, Projektunterricht, Freifächer) gibt

es Ansatzpunkte zur Thematisierung von Lebensformen, Sexualitäten und Identitäten. Allerdings fehlen bisher seitens des Schulsystems Unterrichtsmaterialien, die einfach und ohne persönlichen Mehraufwand von den Unterrichtenden eingesetzt werden können. Eine Stadt wie Berlin etwa stellt solche Materialien als Bekenntnis zur Lebensformen-Pädagogik und zur Antidiskriminierung zur Verfügung.²

Courage könnte auch ein österreichischer Schulbuchverlag zeigen, der Schulbücher herausgibt wie der Verlag *Noordhof Uitgeverij* in den Niederlanden. Hier findet sich etwa folgende Mathematik-Aufgabe: "Papa und Papa kaufen ein Meerschweinchen. Die Zoohandlung gibt auf den Preis von 17,95 Euro einen Rabatt von 20 Prozent. Wie viel müssen Jans Väter bezahlen?"

Fußnoten:

- ¹ http://old.ilga.org/Statehomophobia/ILGA_map_2010_A4.pdf (Zugriff am 9.11.2010)
² http://www.abqueer.de/fileadmin/dateien/handreichung_berlin.pdf (Zugriff am 9.11.2010)

Literatur:

van Dijk, Lutz / van Driel, Barry (Hg.) (2008): *Sexuelle Vielfalt lernen. Schulen ohne Homophobie*. Querverlag: Berlin.

Doris Hauberger

ist Psychologin und Supervisorin, begleitet die Peer ConneXion der HOSI Wien.
 Kontakt: d.hauberger@gmx.at

Helga Pankratz

ist Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten und Koordinatorin der Peer ConneXion der HOSI Wien.
 Kontakt: peerconneXion@hosiwien.at

Will You Be the Teacher?

Joan brought her two moms to school today
 It was Meet the Parents day in her grade two class
 And for Joan it was another kind of Pride Day
 When her teacher asked her to introduce her parents
 Joan beamed
 She was very proud
 You could see the light in her eyes
 She just loved her moms
 Joan was lucky this year
 She had a teacher who cared
 She had a teacher who didn't judge
 Joan had her turn to talk about her parents
 Just like all the other kids
 In her grade two class
 Kids who thought her mom the firefighter was cool
 Even when some of their parents winced
 Will the light stay in Joan's eyes next year?
 Will you be the teacher who keeps it there?
 Will you be the teacher who comforts her when she starts to notice the winces?
 And what about that day when Joan is in grade seven
 And her parents come to Sports Day
 Only to be called "Dykes!"
 Only to be demeaned
 By a pack of cruel boys
 Will you be the teacher who takes the boys to task?
 Will you be the teacher who grasps the teachable moment?
 Or will you ignore their slurs
 Teaching those boys that homophobia is ok
 Teaching Joan that she and her family don't really matter

André P. Grace

ist McCalla Research Professor und Direktor des Institute for Sexual Minority Studies and Services in the Faculty of Education, University of Alberta, Edmonton, Canada.

DAS PARADOX EINER TRANSIDENTITÄT IST LEBBAR

Der Künstler und Universitätsprofessor Hans Scheirl im Gespräch

Charismatisch, unorthodox und außergewöhnlich. Starke Adjektive und dennoch beschreiben sie den Künstler Hans Scheirl nur unzureichend. Seine Kunst ist Avantgarde. Seine progressiven Filmarbeiten (u. a. Dandy Dust) sind Arbeiten ihrer Zeit und dieser doch meilenweit voraus. Seit 2006 leitet der transidente Universitätsprofessor die Klasse für Kontextuelle Malerei an der Akademie der bildenden Künste Wien. Ein Interview von Sabine Schwaighofer und Gamze Ongan.

STIMME: In einem Interview anlässlich Ihrer Ausstellung „Hans in Transition“ 2004 in London sagen Sie „Identity is a movement and not a thing“. Würden Sie uns schildern, wie sich Ihre künstlerische und private Identität bis zur Professur an der Akademie der bildenden Künste in Wien gestaltet hat?

Hans Scheirl: Ich bin als „Angela Scheirl“ in Salzburg aufgewachsen. 1975 ging ich nach Wien, um auf der Kunstakademie Restaurierung zu studieren. 1981 wanderte ich nach New York aus. Ich arbeitete für Arleen Schloss, die in ihrer Loft das wöchentliche Kunstevent "Wednesdays at A's" veranstaltete. Die Armut hat mich dann wieder nach Wien getrieben, wo ich Super-8-Filme machte und Performances. 1987 ging ich nach London, wo ich insgesamt 16 Jahre lebte. Dort war ich Teil einer sehr lebendigen dyke-Szene – dyke ist ein Slangwort für sexuell polymorphe lesbische – oft maskuline – Frauen. Ab 1995 mischte ich bei der drag-king-Szene mit und 1996 begann ich – wie Freunde von mir auch – Testosteron zu spritzen. Mit 45 begann ich dann ein Kunststudium am Londoner Saint Martins College. 2005 kam ich durch ein Stipendium vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur nach Wien. Da hörte ich, dass Elke Krystufek die Professur für "Kontextuelle Malerei" an der Akademie der bildenden Künste bekommen hat und dachte mir: Wow, das wäre was für mich gewesen. Ein Jahr später hat sie aufgehört und mein Wunsch wurde wahr, ich wurde berufen.

Wie würden Sie Ihre künstlerische Arbeit beschreiben und welche Kunstformen wählen Sie? Ist Ihre Transidentität in Ihrer Kunst ein Thema oder gar die treibende Kraft Ihrer Arbeit?

Die Transidentität zieht sich auch durch meine Arbeit. Ich habe Performances gemacht, Filme, Videos, Musik, Objekte, Zeichnungen, Texte, Malerei und seit einigen Jahren Installationen, in denen ich die Bilder mithilfe von Wandmalerei, Spielzeugen und Papiermaché-Objekten mit dem jeweiligen Raum in eine Dynamik versetze.

Identität war von Anfang an ein zentrales Thema, allerdings als eine eher fragile, unbeständige, also immer sich als Performance deklarierende. Erst, als das Wort „Transgender“ plötzlich auftauchte und ich Transgender-Personen kennen lernte kam das „Trans“ bewusst ins Spiel. Meine Entscheidung, mich durch regelmäßige Hormon-Injektionen zu vermaskulinisieren – Haupteffekt ist die tiefe Stimme – war eine Weiterführung meiner performativen Identitätsexperimente. Ich sah es als „life-art“, als Lebenskunstwerk.

Sie sind der erste österreichische „transidente“ Professor. Gab es aufgrund dessen besonderes – auch mediales – Interesse an Ihnen?

Ich weiß nicht, ob es schon eine_n „transidente_n“ Professor_in in Österreich gegeben hat. Es gab kein Medieninteresse. Aber mehr und mehr Student_innen bewerben sich bei mir aus diesem Grund. Man muss aber dazusagen, dass ich mir meine Transidentität nicht groß auf die Fahnen schreibe. Ich möchte vorerst als Künstler gesehen werden. So kann meine Transidentität innerhalb der jeweiligen Begegnungen zum Tragen kommen oder auch nicht. Wichtig ist mir der Irritationsfaktor, der potenziell oder tatsächlich immer mitschwingt. Etwa wenn ich meine (bio-) männlichen Studenten im Männerklo antreffe. Auch weiß ich oft nicht, wer es checkt und wer nicht. Ich habe mich in diese Unsicherheit eingelebt, weil es auch so unglaublich interessant ist. Das Paradox einer Transidentität ist lebbar, weil ich erstens nicht allein bin und zweitens, weil ich in den meisten Menschen in meiner Umgebung einen Identitätsspielraum erkenne.

Wie drückt sich „trans-homo-queerophobie“ im akademischen Bereich aus? Glauben Sie, dass sich Kunstuniversitäten diesbezüglich von anderen unterscheiden? Wenn ja, warum ist das so?

Auf der Akademie fühle ich mich sowohl von den Kolleg_innen als auch von den Studierenden als Transperson gut auf-

gehoben, ja richtiggehend willkommen. Es gibt ja eine ganze Reihe Vorlesungen zu gender-queeren Themen. Da hinkt die Praxis stark nach. Man hört leider schon immer wieder von homo-queero- und lesbo-phobischen Zwischenfällen, aber sowohl die Belegschaft, wie die Leitung haben eine pro-queere Einstellung.

War Ihre Transidentität bei den Aufnahmegesprächen ein Thema? War sie eventuell ein Vorteil? Gab es auch Widerstand gegen Ihre Bestellung?

Ich glaube, es war ein Vorteil. Leute vom Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen haben sich sehr für mich eingesetzt, ebenso einige Student_innen der Klasse, die ein paar Monate vorher einen Vortrag von mir gehört hatten. Im Endeffekt hat es mir auch geholfen, dass ich offiziell, also im Pass, noch als weiblich eingetragen bin, und der Passus zum Tragen kam, bei dem man bei gleicher Qualifikation die weibliche Bewerberin einem männlichen vorziehen muss.

Mussten Sie Ihr Geschlecht erklären oder sich für Ihr Transsein „rechtfertigen“? Wenn ja, hatten Sie das Gefühl, dass Ihr Geschlecht wichtiger war als Ihre fachliche Qualifikation?

Ich habe das mit dem „f“ im Pass absichtlich in die Bewerbung geschrieben. Ich glaube, es war eine Mischung aus fachlicher Qualifikation und der Tatsache, dass ich f+m transgender bin.

Haben Sie das Gefühl, dass die Menschen im Kunstbetrieb aufgeschlossener sind?

Ja, ich glaube, Menschen, die mit Kunst zu tun haben, sind offener. Das liegt im Wesen der Kunst, dass bestehende Normen hinterfragt werden. Ich bin auch deshalb Künstler geworden, weil ich mir die Werkzeuge selber schaffen kann, mit denen ich mich in die Gesellschaft einschreiben kann und manche ihrer Regeln umgehen.

Wie wirkt sich Ihre Identität auf die Arbeit mit der Klasse aus?

Einerseits hat sich die Klasse seit ich da bin ver-queert. Die Stimmung ist jetzt so, dass das Wort „queer“ in unseren Gesprächen relativ leicht fällt und einige mit diesen Themen ganz offen arbeiten. Die Hemmschwelle wird immer niedriger und die, die sich normalerweise nicht als queer bezeichnen würden, finden es scheinbar recht interessant und/oder entdecken ihre eigenen queeren Anteile.

Möchten Sie ausgehend von Ihrer Identität auch politisch etwas bewirken? Sie haben eine wichtige Position – den gesellschaftlich positiv bewerteten Rang eines Universitätsprofessors. Haben Sie das Gefühl, Sie haben einen aufklärerischen Auftrag?

Ich möchte etwas bewirken, bin aber kein Aktivist. Dazu bin ich leider viel zu ängstlich im öffentlichen Raum. Ich glaube, Politik beginnt dort, wo etwas verändert wird. Wenn ich in meinem Leben auch noch so kleine Dinge anders mache, als von mir erwartet wird, ist das politisch. Als Professor habe ich eine große gesellschaftliche Verantwortung. Und doch hüte ich mich davor, didaktisch und aufklärerisch zu sein. Ich sehe meine Rolle hauptsächlich darin, die Studierenden zu motivieren,



sich eine eigene Meinung zu bilden und selbst Entscheidungen zu treffen, wie sie ihre Arbeitsweise, ihr Denken, ihre Ethik und insofern auch ihr Leben gestalten wollen.

<http://hansscheirl.jimdo.com>



EZA

NATÜRLICH FAIR

IM REICHTUM DER KULTUREN LIEGT EIN GESCHENK

WIEN TANZT QUEER

Eine lebendige Clubszene stellt sich gegen die Heteronormativität

Silke Graf

In den vergangenen zehn Jahren hat sich in der lesbisch-schwulen Clubszene Wiens so einiges getan: Die verstärkte Rezeption queerer Theorien und Politiken spiegelt sich in der Etablierung neuer Clubformate: Ging man in den 1990ern noch auf „Gay Clubbings“ und „Women Only“-Feste, so treffen Lesben, Schwule und Transgender heute einander bei „queer Partys“, die u. a. durch eine „all genders welcome“-Politik charakterisiert sind.

Als der Begriff „queer“ auf einem Flyer des (nicht mehr aktiven) Party-Kollektivs *female planet* erstmals in der lesbischen Szene auftauchte, stießen die Organisatorinnen teils noch auf Unverständnis und sahen sich mit dem Vorwurf konfrontiert, der Depolitisierung lesbischer Agenden Vorschub zu leisten. Heute werben etliche queere Clubs und Partyreihen in der Stadt um Publikum.

Bereits seit 2000 besteht der von dj yasemin gegründete Club *homoriental*, der sich als ebenso „multisexuell“ wie „multikulturell“ definiert und mit seinem Oriental-Pop-Sound auch zahlreiche queere Migrant_innen auf die Tanzfläche lockt. „Serbian Divas, Turbofolk, Balkan Classics“ sind die Markenzeichen der Party-Schiene *BallCanCan* auf dem Clubschiff „MS Johann Strauss“, ins Leben gerufen von Sabrina Andersrum. Eher Techno-Klängen zugewandt ist der Club *Ladyshave*, das heuer sein 10-jähriges Jubiläum feiert sowie die junge Reihe *hertzbeat* von DJ Thielephon.

Als regelrechte Institution kann auch der von FM4-Mitarbeiter_innen Claudia Czesch, Ute Hölzl und Martin Pieper gegründete Club *FMqueer* bezeichnet werden. 2001 im Rahmen der Europride lanciert, wurden die bei Heteros und Homos gleichermaßen beliebten Feste bald immer größer und wilder – zuletzt im größten „Darkroom“ der Stadt, dem brut im Wiener Künstlerhaus. Gleichzeitig sorgte das FMqueer-Online-Forum für Vernetzung und Austausch.

Musik aus dem „alternative Mainstream“ bieten auch Party-Veranstaltungen wie *g.spot*, *Meat Market* und *Homo*, die sich an ein junges Publikum der Generation „Queer“ wenden.

Uneindeutigkeit an die Macht

Im seinem breiten Bedeutungsspektrum beinhaltet „Queer“ auch eine politische Neuausrichtung auf dem heißen Tanzboden der Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnisse. Queere Kritik will sich dabei nicht damit begnügen, Homosexualität neu zu definieren, sondern möchte jene Menschen sichtbar machen, die von den üblichen Herrschaftsverhältnissen „norma-

lerweise“ nicht so gerne beachtet werden: Migrant_innen, Queers, Transgenders, Intersexuelle, aber auch Leute, die sich am Rand der Arbeitsmarktlogik bewegen oder außerhalb des reproduktiven Familiengeschehens.

Als nicht mehr wegzudenkender Teil der feministischen Queer-Szene hat sich unter diesem Aspekt in den letzten Jahren das Marea Alta im sechsten Bezirk etabliert, Heimatort zahlloser DJ- und Performance-Abende. Clubs wie *Strom +/-*, *Camp Baptism* oder der *Club Berlinese* locken das Publikum immer wieder in den rauchigen Partykeller. Nicht zu vergessen wäre auch *Club Quote*, organisiert vom gleichnamigen 13-köpfigen DJ-Kollektiv, das seit 2001 bei freiem Eintritt an verschiedenen Locations Partys veranstaltet und sich in den letzten Jahren vor allem im fluc an der queeren Weltrevolution abgearbeitet hat.

Einen etwas anderen Ansatz verfolgt hingegen der Club *Rhinoplasty* im Club-U. Mit Themenabenden wie „Eyebrowcancer-Awareness“ oder „Bare Back Boys“ betont das Happy-Hardcore-DJ-Teams, dass hier nichts und niemand heilig ist. Weitere bedeutende queere Aktivitäten sind auch im Elektro Gönner zu vermerken (siehe Club *mode.mode* oder diverse Abende des Labels *Fettkakao*). Anspruch auf Vollständigkeit kann hier nicht erhoben werden.

Eine wichtige queere Strategie ist das Aufweichen von einander ausschließenden Identitätskategorien (der Klassiker: olle Frauen- und Männerbilder). Eindeutiger Identifizierbarkeit und Normativität wird unermüdlich und humorvoll Uneindeutigkeit entgegengestellt. Auf der Tanzfläche tummeln sich Transboys und Drag Queens, softe Bären und stolze Femmes, Sissy Boys und toughe Butches, die sich Raum nehmen und die Musik spielen, die sie lieben. Das sind die Gelegenheiten in der Stadt, das heteronormative Trugbild für ein paar Stunden hinter sich zu lassen, auch wenn man beim Verlassen des Lokals im Morgengrauen immer wieder daran erinnert wird, aus der queeren Blase in eine weniger bunte Welt zu spazieren.

Silke Graf

ist Teil des DJ-Kollektivs *Quote* und lebt in Wien.

VIEL GLÜCK! MIGRATION HEUTE

Wien, Belgrad, Zagreb, Istanbul



Eine neue Publikation der Initiative Minderheiten, die in Kooperation mit der ERSTE Stiftung, der Akademie der bildenden Künste Wien, der Wienbibliothek im Rathaus, dem Mandelbaum Verlag und der Zeitschrift *juridikum* im Herbst 2010 erschienen ist.

Im Sammelband **Viel Glück! Migration Heute. Wien, Belgrad, Zagreb, Istanbul** werden Themen wie Arbeitsmigration, neue staatliche Kontrollmechanismen von Migration und Asyl, transnationale Migration und Queer Migration anhand von aktuellen Fallstudien, theoretischen Texten und einer juristischen Timeline beleuchtet. Ein Kapitel setzt sich mit Utopien und Migration auseinander. Der geographische Fokus liegt auf dem zentral- und südosteuropäischen Raum, insbesondere auf Österreich, Kroatien, Serbien und der Türkei. Historisch verbunden durch die Anwerbe- und Entsendepolitiken in den 1960er Jahren haben diese vier Länder im Globalisierungsprozess der vergangenen zwei Jahrzehnte neue Migrationsbewegungen erfahren. Abgerundet wird der Bild- und Textband mit einer Dokumentation über zwei Ausstellungen, die sich dem Thema Migration künstlerisch und dokumentarisch nähern.

Herausgegeben von Vida Bakondy, Simonetta Ferfaglia, Jasmina Janković, Cornelia Kogoj, Gamze Ongan, Heinrich Pichler, Ruby Sircar und Renée Winter für die Initiative Minderheiten.

Mandelbaum Verlag, Wien 2010
512 Seiten, (d/e), mit Abbildungen
ISBN 978-3-85476-340-6

BUCHBESTELLUNG

bei der **Initiative Minderheiten**
per E-mail: office@initiative.minderheiten.at
oder telefonisch: **+43 1 966 90 01**
€ 29,90

Aktion: bis 31. Jänner 2011 innerhalb Österreichs
versandkostenfrei



ICH WILL NICHT ABER ICH DARF.



I C H D A R C H
A B R A H A M

HERR GROLL VERMELDET EINEN PYRRHUSSIEG

Vom Ende des sozialdemokratischen Zeitalters

Erwin Riess

Der Dozent traf seinen Freund Groll vor dem Sozialministerium an der Wiener Ringstraße. Grolls Rollstuhl stand hinter einem Campingtisch und vor einem selbstgemalten Transparent, das an eine Litfaßsäule geklebt war. Auf dem Transparent war mit ungelenker Schrift zu lesen: „Hoppauf, Herr Sozialminister! Weiter so, Herr Wohnungsstadtrat! Nieder mit den Schwachen! Ich baue auf Ihnen!“

Auf der anderen Seite der Ringstraße tummelten sich einige Menschen mit Kameras und Mikrofonen.

„Geschätzter Groll, fühlen Sie sich wohl?“, fragte der Dozent und reichte Groll die Hand zum Gruß.

„Ich habe mich nie besser gefühlt.“

„Sie meinen, der Widerstand gegen soziale Ungerechtigkeiten wirkt sich anregend auf die Psyche aus?“

„Das mag bei anderen der Fall sein“, Groll schüttelte die Hand seines Freundes. „Mein Motiv ist klar, es ist ein niedriges. Ich habe eine Wette mit einem behinderten Freund laufen. Dieser Sozialminister ist unser Tod, habe ich gewettet, während mein Freund sich auf die beschwichtigenden Äußerungen von Herrn Hundstorfer verließ.“

„Als er landauf, landab verkündete, das Pflegegeld werde nicht angetastet“, warf der Dozent ein.

Groll nickte. „Für eine Kiste ‚Fegerl Blauburger de luxe‘ aus Deinzensdorf bei Retz gibt es keine Schandtät, die ich nicht begehen würde.“

„Der fürchterliche grammatikalische Lapsus?“ fragte der Dozent weiter.

„Nur ein Zugeständnis an das Nuscheln des Sozialministers“, bemerkte Groll kühl.

„Und die Menschenansammlung auf der anderen Straßenseite?“

Groll winkte den Leuten zu, freudig erwiderten sie den Gruß. „Meine Freunde von der internationalen Presse“, erklärte er. „Ein Mitarbeiter der zypriotischen *Cyprus Weekly*, der Wiener Korrespondent des Linzer Magazins *Versorgerin* sowie die Korrespondentinnen des *New York Wheeling Courier* und des in Irkutsk erscheinenden Pornomagazins *Spermafrost*. Ihre Anwesenheit verhindert, dass ich von den Schergen der Antiterrorereinheit füsiliert werde.“ Groll zog eine Zeitungseite aus dem Netz des Rollstuhls hervor. „Verehrter Freund, hören Sie gut zu! Da verliert eine sechsköpfige Familie ihre Gemeindeförderung, weil Nachbarn sich vom autistischen Sohn gestört fühlen. Der Jugendliche arbeitet tagsüber in einer Lehrwerkstätte, abends aber soll er zweimal gegen Wände gehämmert und einmal geschrien haben. Ein derartiges Verhalten kann in einem Wiener Gemeindeförderung nicht geduldet werden. Im Wiener Gemeindeförderung ist man friedfertig, tolerant und weltoffen und nimmt sich mit Liebe und Geduld der Schwächsten an.“

Der Dozent griff nach dem Artikel, Groll fuhr fort:

„Der Vater des Buben arbeitet auf dem Bau, seine Frau und er weigern sich, das autistische Kind in ein Heim zu stecken. Das Jugendamt begrüßt diese tapfere Haltung ausdrücklich. Nicht so der Wohnungsstadtrat, es könne keine Gemeindeförderung für die Familie mit dem behinderten Kind geben,

verkündet sein Sprecher. Und dann sagt dieser Mann mit dem schönen Wiener Namen Hanno Csisinko den ungeheuerlichsten Satz des neuen Jahrtausends, einen Satz, der das unwiderrufliche Ende des sozialdemokratischen Zeitalters markiert, er sagt: *„Es gibt noch andere Möglichkeiten als den Gemeindeförderung – wir sind nicht das Sammelbecken der sozial Schwächsten“*. Verehrter Dozent, ich wiederhole: Der Sprecher des Vizebürgermeisters Doktor Ludwig, sagt zur Familie eines Arbeiters, der sich weigert, den behinderten Sohn in ein Heim abzuschicken: *„Wir sind nicht das Sammelbecken der sozial Schwächsten“*. Er sagt diesen Satz in einer Stadt, in der einst Gemeindeförderung für die sozial Schwächsten erbaut wurden, es waren eben diese Sammelbecken der Geschundenen und Beladenen, die der Stolz des Roten Wien waren.“

„Ein monströser Satz“, sagte der Dozent, seine Stimme zitterte vor Empörung.

„Gesagt im Auftrag seines Herrn“, erwiderte Groll und fügte hinzu: „Wie jede autoritäre Person bellt der Herr Sprecher im Namen des volksgemeinschaftlichen *wir*, er spricht im Namen des Gemeindeförderung. Sprecher Csisinko und Stadtrat Ludwig sind der Gemeindeförderung. Aus dem Stolz des Roten Wien wurde seine Schande. Aber, verehrter Herr Dozent, bedenken Sie, dass auch Kanzler und Sozialminister aus eben diesem Wiener Milieu der Hervorragenden und Mitfühlenden entsprungen sind, heiter und gelassen legen sie sich mit den Mächtigen des Landes ins Bett, streichen alten und abgerackerten Frauen das Pflegegeld, heben den Kündigungsschutz für behinderte Arbeitnehmer auf und verschieben die Barrierefreiheit von Schulen und öffentlichen Gebäuden auf den St. Nimmerleinstag. Und sie werden nicht müde, die soziale Gerechtigkeit anzuhäuten wie den Mond. Verehrter Freund, ich melde einen Pyrrhussieg: Ich habe darauf gewettet, dass der Sozialminister lügt, ich habe gewonnen. Aber es handelt sich um einen jener Siege, die das Leben der Sieger verschatten.“

Der Dozent trat einen Schritt zurück. Sein Blick streifte über die Fassade des Sozialministeriums.

Quelle: Der Standard, 5.11.2010, S. 11.

Anmerkung:

Am 30.3.2007 unterzeichnete Sozialminister Erwin Buchinger für Österreich die UN-Behindertenkonvention, in der festgeschrieben ist, dass behinderte Menschen das Recht auf ein würdevolles Leben in einer frei gewählten Umgebung haben.



DANKE FÜR DIE „VIELE ZEIT“

Ein Preis zum Andenken von Dr. Alexander Friedmann

Der Dr.-Alexander-Friedmann-Preis 2010 ging an die NGOs PEREGRINA aus Wien und ZEBRA aus Graz. Der vom psychosozialen Zentrum ESRA gestiftete Preis wird für das besondere Engagement für traumatisierte Menschen verliehen.

Über die „viele Zeit“ die sich der Doktor für sie genommen hatte, erzählte einst eine Klientin der Frauenberatungsstelle PEREGRINA mit sichtbarer Erleichterung. Sie war aus Pakistan nach Österreich geflüchtet, wo sie die Ermordung ihrer Familie miterleben musste. Sie kam zu PEREGRINA um Deutsch zu lernen. Aufgrund ihrer schlechten psychischen Verfassung konnte sie allerdings maximal zehn Minuten am Unterricht teilnehmen. Beklemmung und Angstzustände sich in Gruppen aufhalten zu müssen, führten zuletzt sogar dazu, dass der Notarzt gerufen werden musste.

„In dieser Situation haben wir uns an Dr. Friedmann gewendet“, sagt Andrea Kaiser-Horvath, Psychologin von PEREGRINA. Mit Friedmanns Hilfe und einer interdisziplinären Betreuung seitens des PEREGRINA-Teams gelang es die Frau gesundheitlich zu stabilisieren. Der Deutschkurs wurde erfolgreich abgeschlossen. Beruflich und privat konnte sie ebenso in Wien Fuß fassen.

Ein Beispiel aus dem Alltag des Bildungs- und Beratungszentrums PEREGRINA. Seit 26 Jahren befasst sich die Wiener Einrichtung mit der Betreuung von Migrantinnen und Flüchtlingsfrauen. 14 Mitarbeiterinnen bieten Therapie, Betreuung und Unterstützung in unterschiedlichen Lebenssituationen, Rechtsberatung bis hin zu Deutschkursen. Die Beratung erfolgt in insgesamt neun Sprachen. Für die Verdienste um ihre Tätigkeit im Bereich psychologische Betreuung wurde nun PEREGRINA Ende Oktober von einer unabhängigen Jury des psychosozialen Zentrums ESRA mit dem

Dr.-Alexander-Friedmann-Preis geehrt. Universitätsprofessor Dr. Heinz Katschnig, Leiter des Ludwig Boltzmann Instituts für Sozialpsychiatrie in Wien und langjähriger Wegbegleiter von Dr. Alexander Friedmann hielt die Laudatio für die Wiener Migrantinneneinrichtung.

Die Bedeutung der NGOs, die sich um Minderheiten kümmern, sich Flüchtlingen und traumatisierter Menschen annehmen, zeigt sich auch an der Tätigkeit der Grazer-NGO ZEBRA. Die Organisation wurde für ihre Tätigkeit ebenso mit dem Friedmann-Preis ausgezeichnet. ZEBRA betreut seit 1986 von Graz aus in der Steiermark AsylwerberInnen und Konventionsflüchtlinge, Folteropfer, durch Krieg traumatisierte Menschen sowie ArbeitsmigrantInnen und deren Familienangehörige. 30 MitarbeiterInnen geben Hilfestellung und Orientierung. „In Zeiten eines zunehmend schwierigen gesellschaftlichen Klimas ist eine Institution wie ZEBRA mit seinem Rehabilitationszentrum unglaublich wichtig“, wie die Laudatorin Gerda Netopil, Leiterin Soziale Arbeit von ESRA, die Bedeutung der NGOs betonte. Die Leistungen der Organisationen seien umso mehr zu schätzen, da alljährlich um Förderungen angesucht werden müsse. Basisforderungen seien noch immer unüblich, obwohl dies eine Notwendigkeit wäre, forderte Netopil.

Sorge mischte sich zur Freude über die Auszeichnung bei ZEBRA-Geschäftsführerin Alexandra Köck: „Das gegenwärtige politische Klima stimmt uns nachdenklich.“ Dennoch heißt es mit unverändertem Elan für die Einhaltung der Menschenrechte zu kämpfen.

Die Festrede hielt Heinz Patzelt, Generalsekretär von Amnesty International Österreich. Patzelt sparte nicht mit kritischen Worten in Richtung Politik: „In einem Staat, der nicht zur Entschuldigung bereit ist, ist Therapie, ist Heilung unmöglich.“ Der AI-Generalsekretär kritisierte die Umstände, dass ein Land wie Österreich mit einem derart hohen Wohlstand nicht in der Lage sei, den Ursachen von Traumatisierung auf den Grund zu gehen. „Es ist so, wie wenn man eine zerbrochene Vase wieder zusammenfügt“, sagte Patzelt. „Verwenden kann man die Vase vielleicht wieder, sie hat aber dennoch Sprünge.“



Das Peregrina-Team © Manfred Horvath

Das Psychosoziale Zentrum ESRA wurde 1994 auf Initiative der Israelitischen Kultusgemeinde mit Unterstützung der Gemeinde Wien gegründet. Dr. Alexander Friedmann war bei der Gründung federführend und langjähriger Präsident von ESRA. Die Idee war eine Vielzahl an medizinischen Behandlungen und sozialarbeiterischen Beratungen für Überlebende der NS-Verfolgung, deren Angehörige sowie für die jüdische Bevölkerung Wiens anzubieten. Im Andenken an den im Jahr 2008 plötzlich verstorbenen Dr. Alexander Friedmann werden seit 2009 Personen, Projekte oder Organisationen geehrt, die sich in ihrem Tun in einem besonderen Maße für traumatisierte Menschen engagieren. Von besonderem Interesse sind Leistungen, die über ethnische Grenzen hinausgehen. Der Preis ist mit 10.000 € dotiert und wird auf maximal zwei Preisträger aufgeteilt. Das Preisgeld wird von privaten Sponsoren und Sponsorinnen gespendet.

Die vom Krieg traumatisierte Frau aus Pakistan ist in Österreich angekommen. Ihr konnte geholfen werden – für einen Neustart voller Hoffnung.

www.esra.at
www.peregrina.at
www.zebra.or.at

Thomas Jäkle

DIE VERRÜCKTE WELT DER UTE BOCK

Nach dem Dokumentarfilm „Bock for Präsident“ realisierte der Regisseur Houchang Allahyari einen zweiten Film über die unermüdliche Ute Bock, die sich für menschenwürdige Verhältnisse für Asylwerber_innen und Flüchtlinge einsetzt. Anita Klinglmair sprach mit dem Regisseur über seine Beweggründe, über die Entstehungsgeschichte des Films und über seine Hoffnung, Menschen durch Humor zum Nachdenken zu bringen.

Radio Stimme: Wie kam es zu dem Entschluss, einen weiteren Film über Ute Bock zu drehen?

Houchang Allahyari: Gleich nach „Bock for Präsident“ wollte ich einen zweiten Film machen, weil es so viele Erzählungen von Ute Bock gab, die ich zeigen wollte, was in einer Dokumentation aber nicht möglich war. Eine Amtshandlung darf man zum Beispiel nicht filmen. Die Situation der Asylwerber_innen hat sich weiter verschlechtert durch die Politik und auch die Einstellung der Menschen. „Die verrückte Welt der Ute Bock“ ist aber keine Fortsetzung, sondern ein eigenständiger Film.

Wie würden Sie Ihren neuen Film beschreiben?

Der Film besteht aus wahren Geschichten, die mir von Ute Bock und Karin Klaric erzählt wurden. Es gibt darin sowohl dokumentarische als auch aus fiktionalen Passagen, die auf realen Begebenheiten beruhen, also eine Mischung aus Dokumentation und Inszenierung. Das Schicksal einer armenischen Flüchtlingsfamilie, die schon seit Jahren in Österreich lebt und abgeschoben werden soll, weil sie einen negativen Asylbescheid bekommen hat, ist die kontinuierliche Story.

Die Geschichten anderer Menschen, etwa auch eines Polizisten, werden um diese erzählt und sind oft erst im Laufe der Dreharbeiten dazugekommen. Auch bestimmte Orte haben sich als Location für den Film herauskristallisiert. Das „Freunde Schützen“-Haus wurde während der Dreharbeiten eröffnet und wir haben in Absprache mit Karin Klaric einzelne Szenen dort gedreht. Ich habe also das Drehbuch mit den Ereignissen der Wirklichkeit weitergeschrieben und den Film in dieser Art entstehen lassen. Dabei ist in relativ kurzer Zeit ein sehr aktueller Film entstanden.

Ute Bock ist natürlich Hauptdarstellerin im Film. Sie zeigen ihre Arbeit, ihr Leben, ihre Philosophie. An der Arbeit von Karin Klaric wird die Seite des Gesetzes beleuchtet. Sie kämpft als gesetzliche Vertreterin der Familie für deren Rechte.

Anita Klinglmair
ist Redakteurin bei Radio Stimme

Ja, auf der einen Seite sollen die sozialen Verhältnisse gezeigt werden, in denen die Asylwerber_innen leben und auf der anderen die gesetzlichen Bestimmungen und Bedingungen, die diese Verhältnisse erzeugen. Die derzeitige soziale und rechtliche Lage der Flüchtlinge ist eng mit der politischen Situation in Österreich verflochten. Es ist für mich schwer verständlich, dass in einem Land wie Österreich Asylwerber_innen so negativ in den Vordergrund gestellt werden, obwohl es gerade in der Geschichte dieses Landes eine gute Tradition gibt, Flüchtlinge aufzunehmen. Ich finde es schrecklich, dass mit der negativen Stimmung diesen Menschen gegenüber für Wählerstimmen geworben wird und habe eine Figur entworfen, die stellvertretend für alle realen Politiker und Politikerinnen agiert. Der Politiker im Film wird von Peter Kern gespielt, und in diese Figur habe ich alles hineingelegt, was ich von den verschiedenen Politiker_innen in letzter Zeit gehört habe. Die Figur wird dabei natürlich auch etwas komisch, und genau das war mir auch wichtig. Ich denke, wenn etwas mit Humor erzählt wird, gehen mehr Menschen ins Kino, um den Film zu sehen.

Sie zeigen Menschen, die in einem permanenten Spannungsfeld leben. Eine armenische Familie, die abgeschoben werden soll, ein Fremdenpolizist, der selbst mit einer Frau verheiratet ist, die sich illegal im Land aufhält. Auch die Reaktionen der Menschen rund um Ute Bock sind zwiespältig. Nachbarn und Nachbarinnen, die einheimische Bevölkerung also, sind Ute Bock gegenüber zwar freundlich, haben aber gleichzeitig deutliche Vorbehalte gegen sie. Der Satz „Ich bin auf Ihrer Seite, Frau Bock, aber ...“ ist mehrmals zu hören und steht wohl für die Reaktion der Mehrheit.

Ich wollte zum Ausdruck bringen, dass viele Menschen Vorgänge gut finden, sobald diese nicht in ihrem unmittelbaren Umfeld geschehen. Die Anrainer_innen des Ute Bock-Projektes drücken im Film aus, was vielleicht viele darüber denken: „Alles ist okay, es ist wunderbar, aber warum muss es gerade dort sein, wo ich wohne?“ Diese Argumentation finden wir inzwischen bei

politischen Parteien und in der breiten Öffentlichkeit. Dabei versteckt man sich gern hinter Gesetzen. Ute Bock geht es aber um die Menschlichkeit. Sie sagt im Film: „Was sind die Gesetze? Soll man zuschauen, dass die Leute verhungern?“ Für mich geht es in erster Linie um die Menschlichkeit, Gesetze kann man ändern, aber der menschliche Aspekt muss im Vordergrund stehen. Es gibt Menschenrechtsgesetze, aber die werden sehr oft nicht umgesetzt! Mich fasziniert die Philosophie von Ute Bock, sie sagt: „Geh bitte, das ist kein Heldentum, wenn ich sehe, dass jemand auf der Straße schläft oder kein Geld hat und hungert, da kann ich nicht zusehen, da schaue ich, dass er in meiner Wohnung schlafen kann und gebe ihm etwas zum Essen.“ Ich finde, es ist eine menschliche Pflicht, zu helfen. Ein Kritiker hat mir heute gesagt, dass ihn der Film einerseits zum Lachen gebracht hat, andererseits aber eine gewisse Wut in ihm hochgekommen ist. Genau das habe ich beabsichtigt. Ich wollte, dass man die Ungerechtigkeit spüren kann, aber ich wollte die Zuseher_innen auch zum Lachen bringen.

Sie konnten für „Die verrückte Welt der Ute Bock“ sehr bekannte Schauspieler_innen gewinnen. Neben Ute Bock und Karin Klaric spielen Josef Hader, Karl Markovics, Andreas Vitasek, Dolores Schmidinger, Roland Düringer, Julia Stemberger und sogar Paulus Manker.

Die ursprüngliche Idee war, wenn ich Geschichten inszeniere, sollen bekannte

Schauspieler_innen mitspielen, damit man im Gegensatz zu den dokumentarischen Passagen sofort sieht, dass es inszeniert ist. Der zweite Gedanke war, wenn so viele berühmte Schauspieler_innen zu sehen sind, werden mehr Leute ins Kino gehen. Ute Bock und Karin Klaric haben also mit Profis gespielt. Das war für mich als Regisseur herausfordernd und hat gleichzeitig großen Spaß gemacht, denn die beiden waren wirklich gut. Die meisten professionellen Darsteller_innen hatten schon vorher mit mir gearbeitet, sie kannten meine Ideen und Philosophie. Es ehrt es mich, dass so bekannte Schauspieler_innen und Kabarettist_innen in meinem Film gespielt haben. Ich bin ihnen sehr dankbar, denn sie unterstützten auch meine Idee, mit dem Film Geld für das Ute Bock-Projekt aufzustellen und spendeten ihre „symbolische“ Gage dem Ute Bock-Verein. Die gesamten Einnahmen aus der Premiere im Gartenbaukino werden ebenfalls gespendet.

Wie wurde der Film finanziert? Sie haben zu drehen begonnen, da war die Finanzierung noch nicht klar.

Wenn ich gewartet hätte, bis die Finanzierung sicher ist, hätten wir den Film nicht auf diese Art und Weise drehen können. Ich habe mir anfangs Geld ausgeborgt und einfach begonnen. Erst dann haben die Subventionsgeber eine Dokumentation mit einem bestimmten Budget gefördert. Es waren der Filmförderungsfonds Wien, das Unterrichtsministerium und der ORF. Sie

förderten den Film, obwohl sie wussten, dass sich das Drehbuch ändern würde. Das gesamte Budget war sehr klein und hätten die Schauspieler_innen die üblichen Gagen verlangt, hätte es vielleicht nur dafür gereicht. Die Geldgeber und besonders die Darsteller_innen haben einen großen Beitrag dafür geleistet, dass dieser Film realisiert werden konnte.

Glauben Sie, dass der Film in der derzeitigen Situation etwas verändern kann?

Ich will mit dem Film weder Menschen verändern, noch ihr Verhalten beeinflussen, oder irgendjemanden beschuldigen. Ich glaube aber, dass man, wenn man den Film sieht und lacht und sich auch amüsiert, die Möglichkeit hat, darüber nachzudenken. Ja, ich bin optimistisch. Viele sagen, man kann mit Filmen nichts ändern, ich glaube aber sehr wohl, dass ein Film und die Medien insgesamt die Menschen beeinflussen können. Ich will keine Ratschläge geben oder sagen, wie man es machen soll. Ich verbalisiere nicht, ich gehe kreativ vor und sage etwas durch das Medium Film, und das ist schön für mich und macht mir Spaß.

Diese Nachlese basiert auf der Radio Stimme-Sendung „Freunde schützen, alles klar!“ vom 5. Oktober 2010, abrufbar im Sendungsarchiv www.initiative.minderheiten.at.



Radio Stimme

Die Sendung für KopfhörerInnen

das politische magazin
abseits des mainstreams
auf den freien radios in österreich

www.initiative.minderheiten.at

WIEN - KÄRNTEN - INNSBRUCK - BLUDENZ - GRAZ - SALZBURG - LINZ - SALZKAMMERGUT

An Erol Bülent Kirci, Emirgan, Istanbul

LIEBER EROL,

es ist für mich schmerzlich, dass unsere Verbindung in den letzten Jahren nur mehr selten bei türkischem Kaffee, *çay* in Deinem Buffet und angeregtem Gespräch möglich war – zum Glück gibt's Telefon und den Postweg! Aber ich hab ein noch probateres Mittel, mein nächster Istanbulaufenthalt ist in greifbarer Nähe: Wir sehen uns bald und haben endlich wieder Zeit, uns vieler meist schöner Erlebnisse zu erinnern, aber auch über die Zukunft zu philosophieren.

Zuerst aber muss ich berichten, was sich in letzter Zeit in Österreich an peinlich Schändlichem getan hat. Im Gegensatz zur Türkei, wo durch die jüngste Volksabstimmung eine Verfassungsreform angegangen werden kann, sind bei uns von rechtsextrem bis extrem unrecht wie immer in Vorwahlzeiten ekelhaft laut rassistische Töne ungestraft angeschlagen, ja sogar durch beträchtliche Stimmengewinne belohnt worden. Gefahr und Volksfeind Nr. 1 sind aus solchermaßen gestörter Sicht der Islam, also Migrantinnen aus islamischen Ländern, damit hauptsächlich Türken und Türkinnen. Computer-Spiele, bei denen man auf Minarette und den Muezzin schießt, eigens aus der Schweiz bestellt, wo durch Volksabstimmung ein Minarett-Verbot gefordert wird, gemahnen geradezu an die Mordanschläge in Malmö, Schweden gegen Zuwanderer aus Afrika. Dieser populistische Wahlkampf findet sogar aus der Mitte Unterstützung, man

will ja nicht zu viele Stimmen verlieren, d.h. etablierte, einst als christliche oder soziale Parteien angetreten, agieren asozial und unchristlich, unadventlich, gar nicht vorweihnachtlich: Ausjagen von Flüchtlingen, Vertreibung von Kindern, „[...]“, denn in der Herberge ist kein Platz für sie!“

Deshalb möchte ich Dich wieder an unser altes Buch-Projekt erinnern: Du musst als einer der „Gast“arbeiter der ersten Generation über Deine Erfahrungen berichten. Deine Deutschkenntnisse, solltest Du damit nicht zufrieden sein, werden sich automatisch, d.h. durch Gebrauch regenerieren; Emine Sevgi Özdamar hat sogar ein eigenes „Gastarbeiter-Deutsch“ geprägt – Du kannst also ungeniert Dein eigenes *almanca* (= fastdeutsch) entwickeln. Hab ich das von Dir oder Aziz Nesin, Eurem großen Satiriker, dass die Gastarbeit-Anwärter, männlich, ledig, kräftig, gesund, sich auch einer Harnprobe unterziehen mussten? Ein paar Schlaumeier aus Istanbul sollen den ländlichen Arbeitssuchenden ihren „Stadt-Urin“ in Kondomen mit dem Argument zum Verkauf anbieten haben: „Dein Dorf-Urin kann diesen Test nicht bestehen!“

Oft hast Du mir von Deiner Zeit als Gastarbeiter erzählt und diese Bezeichnung nicht als Euphemismus, als Schönfärberei, erleben müssen. Damit gemeint war nämlich nicht Gastfreundschaft, islamisch *hoşgörü*, bzw. christliche Nächstenliebe, sondern Kurzaufenthalt. Das angestrebte

Wirtschaftswunder brauchte zwar Arbeitskräfte, aber keinen Tag länger, als Bedarf besteht. Du bist aber nicht aus dem „hintersten Anatolien“, sondern aus Sariyer am wunderschönen Bosphorus, hast nicht nur die damals noch fünfjährige Pflichtschule, sondern auch ein Lyzeum absolviert, die Matura eines Gymnasiums. Dein hoher Bildungsstand und handwerkliches Können verschafften Dir gute Arbeitsplätze und ein schönes Einkommen. Deine schnell erworbenen Deutschkenntnisse machten Dich sogar zum „Klaus“ – Integration perfekt! Das alles möchte ich, von Dir zu Papier gebracht, erzählt bekommen! Du kennst ja mein EYE-Verlags-Programm, Literatur der Wenigerheiten; Deine „Gastarbeiter-Biografie“ passt da wie angegossen, fast wie ein Reklamegag für weitere Wirtschaftswunder-Ambitionen.

Du hättest mit Deinen Fähigkeiten und Qualifikationen sicher auch in Istanbul Karriere gemacht, außerdem noch als Fußballer – wie einst „Mister Beckenbauer“, Recep Tayyip Erdoğan, Euer Ministerpräsident! Warum hast Du Deine Heimat verlassen; gerade dieses Wort ist als Lehnwort ins Türkische eingewandert, *haymat* und *haymatlos*; man kann erraten, in welchem Zusammenhang und mit welchen Gefühlen besetzt. Dann nach etlichen erfolgreichen Jahren im Ausland bist Du „mit Kind und Kegel“, wie man bei uns sagt, d. h. mit Nermin, Deiner Gattin, Sumru und Erdem, Euren Kindern, wieder in die Türkei, gut gepolstert mit Ersparnissen, heimgekehrt. Warum? Heimweh? Deine Buchhandlung, Dein Buffet in Emirgan, wo wir uns kennen lernten, liefen anfangs recht gut; in letzter Zeit aber ist Dir immer öfter nach Veränderung? Das, was du erlebt und zu erzählen hast, wäre ein Bestseller, ganz im Gegensatz zu meinem jüngsten opus, aber Du kennst ja den Büchermarkt. Ich komme noch diese Woche, dann wirst Du mir mein Türkisch wieder aufpolieren und ich Dir den Schreiber mit Gewalt in die Hand drücken – zwischendurch gibt's herrlichen *kahve* und *mercimek çorbasi*, Linsensuppe – Du weißt, mein Lieblingsgericht! Bis bald,

Dein alter Freund
Gerald Kurdoğlu






bar restaurant cafe
willendorf
www.cafe-willendorf.at
tägl. ab 18 uhr ~ sonntagsbrunch 10 - 15 uhr ~ 6., linke wienzeile 102 ~ 01 587 17 89

KONTAKTZONEN SCHAFFEN

Zur Ausstellung *Living Across. Spaces of Migration*

Nora Sternfeld

Kaum ein Thema hat in den letzten Jahren die Ausstellungstheorie so herausgefordert wie die Frage nach der Darstellung von Migration. Das hat neben einer zunehmenden Aufmerksamkeit für die Transnationalisierung eines immer noch stark nach nationalen Logiken und Kategorien funktionierenden Feldes auch mit einer verstärkt kritischen Auseinandersetzung mit Logiken der Repräsentation zu tun.



Yto Barrada, Man with painting - Tetouan, 1999
Photo © MUMOK, Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien

Die Ausstellung *Living Across. Spaces of Migration* schreibt sich in dieses Feld ein und zeigt vielfältige künstlerische Auseinandersetzungen mit Repräsentationen und Erscheinungsformen von Migration. Wichtig ist dem Kurator Christian Kravagna dabei ein Thema, das in der Öffentlichkeit ebenso überpräsent ist, wie es unterkomplex und unreflektiert behandelt wird, anhand von künstlerischen Arbeiten vielseitiger und vielschichtiger werden zu lassen. Dabei interessieren ihn gerade jene Potentiale künstlerischer Strategien, die über die bloße Widerspiegelung von Wirklichkeits-

ausschnitten hinausgehen. Mit Robert Musil ließe sich sagen, dass hier der „Wirklichkeitssinn“ auf den „Möglichkeitssinn“¹ trifft, denn die künstlerischen Arbeiten der Ausstellung sollen nicht nur die Realität bezeugen, sondern auch andere Sichtweisen, Erfahrungs- und Handlungsräume eröffnen. Und damit haben wir es bereits mit der schillernden Kategorie des Raumes zu tun, die den konzeptuellen Rahmen für die Ausstellung darstellt.

Um sich verkürzten Vorstellungen linearer bilateraler Bewegungen zu widersetzen, wird Migration als mehrdimensionales räumliches Phänomen gefasst. Dabei ist der Begriff des Raumes selbst bereits vielschichtig: Er bezeichnet nicht nur jenen Raum, der um uns, sondern auch jenen, der zwischen uns ist. So lauten die kuratorischen Fragestellungen: „In welchen Räumen findet Migration statt? Welche Räume werden durch Migration hervorgebracht oder durch sie mitproduziert?“ Um sich diesen Fragen anzunähern, ordnet Christian Kravagna die Ausstellung anhand von einer Typologie von Räumen der Migration an: Hier gibt es etwa den Transitraum, die Zone des Übergangs. In einem Video von Zineb Sedira sehen wir das Mittelmeer aus der Perspektive der Linie *Algier-Marseilles*. In dem langsamen Film ohne Handlung und Spannung ist das Mittelmeer sowohl Verbindung als auch Trennung – der Blickwechsel auf die Passage durchkreuzt die Vorstellung einer Grenze als Linie und betont mit der Ausdehnung des Raumes auch zeitliche und unabgeschlossene Dimensionen von Migrationserfahrungen.

Der Film, *Home (Stories)* der in Paris lebenden iranischen Künstlerin Ghazel macht wiederum auf die Dimensionen des Stillstandes und des Wartens aufmerksam – die restriktive EU-Einwanderungs- und Asylpolitiken mit ihren Bürokratien, Abschiebungen und Anhaltelagern erzeugen.

Eine zweite Raumkategorie, die die Ausstellung untersucht, ist die Kontaktzone. Mit diesem von Marie Louise Pratt und James Clifford geprägten Begriff werden geteilte gesellschaftliche Räume bezeichnet, die die Verhandlung unterschiedlicher sozialer Positionen möglich machen. Wichtig für die Definition der „Kontaktzone“ ist allerdings,

dass die mit ihr verbundenen Machtverhältnisse nicht außer Acht gelassen werden, sondern selbst in den Blick geraten und somit selbst Teil der Verhandlung werden. Die Arbeiten von Nada Prlja und Deniz Sözen untersuchen den Alltag jener geteilten Räume – legen den Blick auf Begegnungen und Beziehungen zwischen einer heterogenen Mehrheitsgesellschaft und nicht minder heterogenen MigrantInnen.

„Mit assoziativen, poetischen und performativen Mitteln“ tasten sich die KünstlerInnen, dem Kurator zufolge, an eine Auseinandersetzung mit unterbelichteten Zonen migrantischer Räume heran und leisten dabei jene Vervielfältigung und Verkomplizierung, die sich den gängigen Bildern schematischer medialer Repräsentation widersetzt. Die Machtverhältnisse und rassistischen Strukturen sind dabei implizit, werden aber in der gesamten Ausstellung nicht explizit angegriffen – ebenso scheinen die politischen Handlungsformen von MigrantInnen bewusst herausgehalten worden zu sein.

Offen bleibt auch die Frage, inwieweit sich die Ausstellung selbst als Raum ernst nimmt: Das klassische Ausstellungsformat in den ehren neuen Ausstellungsräumlichkeiten der Akademie der bildenden Künste Wien lädt nicht unbedingt zum Verweilen und Imaginieren ein. Imaginationsräume werden also eher ausgestellt als geschaffen. Schade, denn sowohl die kuratorische Konzeption als auch die künstlerischen Arbeiten könnten Anlass für sehr aktuelle Reflexionen und Auseinandersetzungen werden. Ein Grund mehr, diese gelungene Ausstellung gerade dann zu besuchen, wenn die Akademie der bildenden Künste Wien sonst nicht zu den alltäglich frequentierten Räumen zählt – und eine Kontaktzone aus ihr zu machen!

Fußnote:

¹ „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch Möglichkeitssinn geben.“ Robert Musil(1978): *Der Mann ohne Eigenschaften*. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg. S. 16

Living Across. Spaces of Migration

Ort: xhibit, Akademie der bildenden Künste Wien, 1010, Schillerplatz 3, 1. Stock.
Öffnungszeiten: Di–So 10.00–18.00 Uhr.
Bis 5.12.2010.

Nora Sternfeld

ist Kunstvermittlerin und Kuratorin. Sie arbeitet, lehrt und publiziert zu zeitgenössischer Kunst, Vermittlung, Ausstellungstheorie, Geschichtspolitik und Antirassismus.

WAS SPIELEN DIE MUSIKERINNEN? WAS HÖRT DAS PUBLIKUM?

Hande Sağlam

Im Rahmen der Ausstellung Grenzpegel – Kreativität und Kontroversen migrantischer Musikszene setzen sich die beiden KuratorInnen Ruby Sircar und Fatih Aydoğdu mit der sogenannten „migrantischen Musikszene“ der vergangenen 30 Jahre in Wien auseinander.

Die wichtigsten Fragestellungen der dokumentarischen Musikausstellung *Grenzpegel* betreffen die Schubladisierung von Musikprodukten einschlägiger migrantischer MusikerInnen unter dem Begriff „Weltmusik“, die Selbstpräsentation der Musikschaffenden sowie die Wahrnehmung und Repräsentation des „Anderen“ in der Mehrheitsgesellschaft. In diesem Zusammenhang kommen ebenfalls die Fremdengesetze zur Sprache, insbesondere die Problematik der Aufenthaltstitel für KünstlerInnen. Diese Themen wurden im Vorfeld der Ausstellung in einer Diskussionsrunde mit Protagonisten der Wiener MigrantInnen-Musikszene (Marwan Abado, Alyosha Biz, Alp Bora, Hakan Gürses, Lakis Jordanopoulos und Slavko Ninić) erörtert und sind in der Ausstellung als Projektion zu sehen und zu hören.

Bezug nehmend auf die Inhalte der Diskussion ist es allerdings wenig überzeugend, gerade in dieser Runde die eurozentrische Interpretation des Begriffes „Weltmusik“ zu kritisieren, zudem ein Großteil dieser Künstler ihre musikalischen Produkte unter eben diesem Stichwort präsentiert bzw. vermarktet haben.¹

Die Interviews mit den Musikschaffenden erzeugen eine in die Tiefe gehende Insider-Perspektive und bieten ein anschauliches Bild der von der Migration geprägten Musikszene Wiens. Im Interview mit dem Veranstalter Tanju Cengiz erfahren wir wichtige Details über die in Wien etablierte türkische Klubszene. Das Interview mit Markus Westenberger öffnet die Kulisse einer der wichtigsten Bühnen für interkulturelle Musikveranstaltungen in Wien: Club Ost, der für internationale MusikerInnen eine Plattform darstellt und wo eine „gelungene Multikulturalität“ auf musikalischer Ebene geschaffen wird. Das

Interview mit Ursula Hemetek bereichert die Diskurse um die ethnomusikologische Perspektive des Themas.

Dieser etwas zeitaufwendige Teil der Ausstellung – man braucht ca. zwei Stunden, um sich alle Interviews anzuhören – ist nicht nur eine gute und wichtige Möglichkeit, die so genannte „migrantische Musikszene“ verstehen zu lernen, sondern stellt auch eine hervorragende Quelle für weitere Forschungen über verschiedene Aspekte der „ethnisch kodierten“ Musikarten in Wien dar. In diesem Kontext bedauere ich das Fehlen von Musikbeispielen, durch deren Einsatz viel an Plastizität gewonnen werden hätte können. Ein Vergleich zwischen Interviewmaterial und Musikaufnahmen würde zudem vor allem die didaktische Wirkung der Ausstellung unterstützen und den Sachverhalt „hörbar“ machen.

Eine historische Zeittabelle beginnend mit den 1960er Jahren dokumentiert die Zusammenhänge einerseits der politischen, sozialen und gesetzlichen Entwicklungen und andererseits der Entwicklung der Musikszene im Kontext der Migration. Die Zusammenführung der soziopolitischen Ereignisse mit der Kommerzialisierung der Musikszene auf einer Tabelle ermöglicht es, einen breiteren Blickwinkel einzunehmen und zu verstehen, wie sehr die Musik von „MigrantInnen“, die Musik „der anderen Kulturen“ in Wien eingebettet ist. Als musikalische Ereignisse seien hier insbesondere zwei Aktivitäten erwähnt: Das Festival *Balkan Fever*, das für viele MusikerInnen eine wichtige Kommunikationsplattform darstellt und die *Austrian World Music*

Awards, die zweien der gezeigten InterviewpartnerInnen gerade in der Anfangsphase ihrer musikalischen Karriere wichtige Aufstiegsmöglichkeiten geboten haben.

In der Ausstellung kommen erfolgreiche KünstlerInnen zu Wort, die in Wien als „Ausländer“ oder „MigrantIn“ definiert, als solche wahrgenommen und auch in diesem Sinne gehört werden. Der musikstilistisch gesehen schwammige Begriff „Weltmusik“ wird dabei problematisiert. Letzteres stellt in der Tat eine sehr wichtige Problematik in der Musikszene Wiens dar. Viele der MusikerInnen mit „migrantischen Wurzeln“ werden durch diese Schubladisierung benachteiligt, so dass für sie eine Vermarktung als Individuum fast unmöglich wird. Das Konzept der Ausstellung wird diesem Problem gerecht, indem es Betroffene zu Wort kommen lässt und so den Eindruck mit authentischen Insiderblicken bereichert. Die Diskurse erhalten so durch die Interviews Lebendigkeit und werden mithilfe der Zeittafel anschaulich kontextualisiert. Dass die umfangreiche Materialsammlung der Schau nach deren Ende im Rahmen der Sammlungen der Wienbibliothek zur Verfügung gestellt wird, darf mit diesem Thema befasste ForscherInnen freuen.

Fußnote:

¹ siehe: www.lakis-achwach.com
oder www.nimsofyan.com

Grenzpegel – Kreativität und Kontroversen migrantischer Musikszene.

Ort: Wienbibliothek im Rathaus
Öffnungszeiten: Mo-Do 9.00–18.30 Uhr, Fr
9.00–16.30 Uhr.
Bis 14.01.2010.

Hande Sağlam

ist Ethnomusikologin und arbeitet am Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Musikuniversität Wien.



homoriental club night, hosted by dj yasemin © homoriental 2010

DOING GENDER IST KEINE KUNST

Andrea Ellmaier, Doris Ingrisich,
Claudia Walkensteiner-Preschl (Hg.):
*Screenings. Wissen und Geschlecht
in Musik – Theater – Film.*
Böhlau: Wien/Köln/Weimar 2010.
165 Seiten; € 24,90.
ISBN 978-3-205-78520-0



Der vorliegende Sammelband ist ein Ergebnis der ersten Gender-Ringvorlesung an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien (mdw) und zugleich der Startschuss für eine Publikationsreihe, welche dazu beitragen möchte, „die Wirkmächtigkeit von Gender/sozialem Geschlecht in die an der mdw gelebten Wissens- und Kunstverständnisse nachhaltig einzuschreiben“. Im Klappentext wird die Ausgangslage folgendermaßen skizziert: „Die Kunstproduktion, vor allem die Figur des (produzierenden) Künstlers, des Musikers, war in der Tradition der Aufklärung assoziiert mit dem Genie(kult), das Genie war männlich konnotiert.“ Wenngleich dieser Zugang in der Folge nicht unwidersprochen blieb, so kann er doch als grundlegend und strukturierend auch für den wissenschaftlichen Umgang mit künstlerischen Ausdrucksformen verstanden werden.

Einleitend stellen die Herausgeberinnen eine mangelnde Integration von Genderforschung insbesondere für die Musikwissenschaft fest, welcher das Gros der Artikel gewidmet ist.

Cornelia Szabó-Knotik thematisiert „Musikwissenschaft als Feld der Reproduktion sozialen Geschlechts“. Ausgehend von ihrer Entstehungsgeschichte im 19. Jahrhundert sowie von zeitgleichen Tendenzen in der (musikalischen) Mädchen- und Frauenbildung, beschreibt die Autorin geschlechtliche Zuschreibungen und Konnotationen, welche musikwissenschaftliche Diskurse geprägt haben (Beispiel: „weibliche Musik“ versus „männliche Künstler“). Szabó-Knotik plädiert dafür, „Gendering musicology“ zu betreiben, anstatt mittels „Frauenforschung“ Gefahr zu laufen, den „Geniebegriff weiterzuschreiben“.

Noraldine Bailer präsentiert Teilergebnisse ihres Forschungsprojekts zu Berufsverläufen von schulischen Musikvermittler_innen. Lehrerinnen haben es demzufolge – nicht zuletzt aufgrund von familiär bedingten Berufsunterbrechungen – oft schwerer, Fuß zu fassen. Sie unterscheiden sich aber auch hinsichtlich ihrer (musikalischen) Sozialisation und ihres Zugangs zum (Musik-)Lehrberuf von ihren männlichen Kollegen. Bailer sieht die Musikpädagogik gefordert, verstärkt die „Schnittstelle Gender und Musiklehrberuf“ zu analysieren, auch in Hinblick auf „eine gendersensible Vermittlung von Musik im Unterricht“.

In Anlehnung an Tullia Magrinis Forderung „to approach music as gendered culture“ befasst sich Ursula Hemetek mit „Gender-Aspekten in der Ethnomusikologie“. Exemplarisch wird die Rolle der Braut bei Hochzeiten in Minderheitenkulturen (Burgenlandkroat_innen, Alevit_innen und Kalderaš) dargestellt. Dabei stellt Hemetek fest, dass in Handlungen, Liedern und Texten aus Sicht der Braut eher die Trauer – über den Abschied von der Ursprungsfamilie – denn die Freude betont wird. Diese Beobachtung wird als möglicher Widerstand gegen eine patriarchale Welt gelesen, in welcher (heterosexuelle) Vermählungen eine zentrale Rolle spielen.

Susanne Granzer behandelt in ihrem Artikel „Die Güte der Frauen“ die Schwierigkeit, in „Zeiten von geschichtlich werdender

und schon geschichtlich gewordener Rekontextualisierung der Geschlechter“, als Frau, Wissenschaftlerin und Schauspielerin mit traditionell „weiblichen“ Eigenschaften umzugehen. Unter Einbeziehung von Frauenfiguren aus Kunst und Mythologie strebt Granzer ein „Weiterschreiben der Geschichte der Frauen und ihrer besonderen Qualitäten“ an und tendiert damit leider dazu, essentialistische Zuschreibungen zu fördern.

Neben diesen an der mdw tätigen Wissenschaftlerinnen kommen drei weitere Forschende zu Wort. Die Soziologin Anette Baldauf beschreibt das „spannungsgeladene Verhältnis“ zwischen Feminismus und Popkultur seit den 1990er Jahren. Die zunächst sehr optimistische Einschätzung des Potentials von „girl culture“ und „populärem Feminismus“ wurde in der Folge zunehmend revidiert. In Anlehnung an Angela McRobbie schlägt Baldauf vor, mittels „fundierter Kapitalismuskritik [...] die Instrumentalisierung des Feminismus als Ressource der Innovation und Dynamisierung der Konsumkultur“ kritisch zu hinterfragen.

Die vorschnelle Verknüpfung von „nicht-normativer Männlichkeit“ mit „Feminisierung“ in Filmwissenschaft und (pro-)feministischer Theorie kritisiert Klaus Rieser in seinem Beitrag. In vielen Fällen würde damit etwa „die patriarchale Tendenz zur Binarisierung von Gender affirmiert“, Männlichkeit „als monolithischer, unveränderlicher und machtvoller, als sie tatsächlich ist“ dargestellt und Hierarchien zwischen Männern nivelliert. Alternative Herangehensweisen sieht Rieser insbesondere in Ansätzen der „queer theory“.

Rainer Winter schließlich widmet sich den vielfältigen theoretischen und methodischen Überschneidungen von Gender Studies und Cultural Studies.

In der Gesamtschau bietet das Werk einen spannenden ersten Einblick in aktuelle Forschungsbereiche an der mdw und außerhalb. Die Einbettung in eine Publikationsreihe entspricht dem Umstand, dass der Integration von Gender Studies in Untersuchungen zu Kunstproduktionen in einem einzelnen Band nicht genügend Aufmerksamkeit zukommen kann.

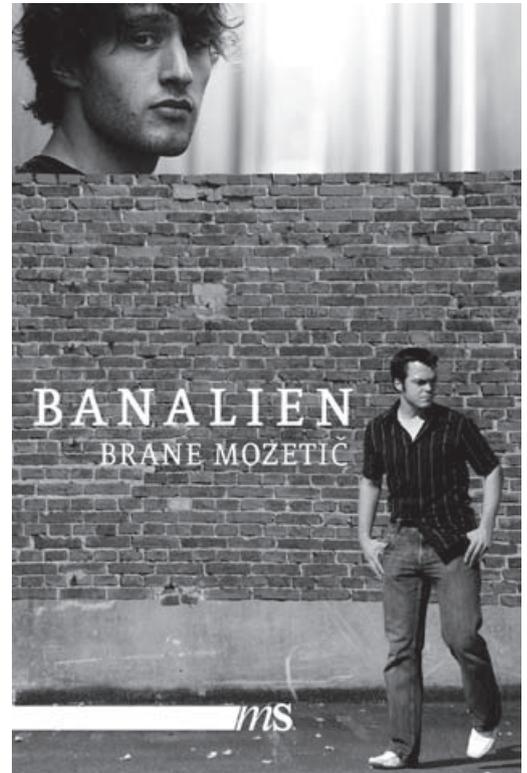
Birgit Michlmayr

PESNIK V NEW YORKU

Brane Mozetič: *Banalien. Gedichte.*
 Aus dem Slowenischen
 von Andrej Leben.
 Männerschwarm Verlag:
 Hamburg 2010.
 64 Seiten; € 16.
 ISBN: 978-3-939542-97-1

Der Gedichtband „Banalije“ von Brane Mozetič, 2003 im Slowenischen Original im ŠKUC-Verlag Ljubljana herausgekommen, liegt nun in der Übersetzung von Andrej Leben auf Deutsch vor. Mein einziger Kritikpunkt vorneweg: Im Klappentext heißt es, Brane Mozetič sei „seit zwanzig Jahren in der Schwulenbewegung aktiv“. Ich kenne und schätze ihn schon sehr viel länger als international bedeutsamen Protagonisten der Bewegung und vor allem des lesbisch-schwulen Kulturlebens, weit über die Grenzen Sloweniens hinaus. Diese „20 Jahre“, die den Dichter und die LBST-Bewegung Sloweniens jünger wirken lassen, sind historisch eine Untertreibung. Doch nun zum Inhalt: zu den insgesamt 62 Gedichten dieser Sammlung. Es beginnt trist – aber fesselnd, weil gekonnt formuliert – in Grautönen: Von „nicht verstehen“ (können) dessen, was den meisten Menschen wichtig scheint, ist da die Rede. „Nichts (mehr) wissen (wollen)“

vom tagtäglichen Leben. „Verschwinden wollen“, wo anders hin. Leere, Lebensekel, eine tiefe Einsamkeit kommen fein ziseliert zum Ausdruck. Zunehmend mischen sich Pastelltöne in die Farbskala: Sensibilität, Sehnsucht nach Frieden, Freiheit und Liebe; ganz ohne Pathos, jedoch mit viel feiner Ironie. „Auf die durchgeknallten Poeten“ heißt es da (S. 20), seien „die zugeknallten Poeten“ gefolgt, zu welch letzteren in der Literaturgeschichte zu zählen, sich Mozetič nicht scheut. Von da an wird es mit jedem Gedicht wärmer und heller. Die Erinnerung an den ersten Geliebten der frühen Jugend, im pieksenden Heu eines Stalles, wiegt die Coolness sämtlicher Schwulenszenen der Welt auf (S. 26). Blitzlichter in allen Farben des Regenbogens durchpulsen die Texte: Klassisch schöne knallharte (schwule) Lyrik, wie ich sie schon lang nicht mehr gelesen habe. Spätestens jetzt stelle ich fest: Ich bin von diesen Gedichten angefixt: habe diese Art Lektüre vermisst, seit ich zum letzten Mal (m)einen Lorca las. Begegnungen und Beobachtungen in der Schwulen- und der Literatur-Szene von Paris, New York, auf Reisen durch Lateinamerika und Afrika spiegeln die Gedichte nun. Das anfangs apathische „Nicht-Verstehen“ wird zunehmend politisch und pointiert. Es gilt der Heuchelei und den gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Und



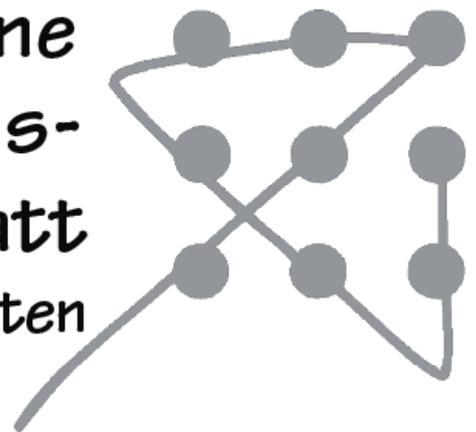
auch dem Umstand, dass es intellektuell nichts zu verstehen gibt, wenn das Herz hämmert, wenn Begehren, Lust und Gefühl ihr Recht verlangen (S. 36). Als ich das Buch aus der Hand lege, bin ich mehr als nur „angefixt“. Ich bin süchtig. Nach mehr von den Gedichten dieses „Dichter in New York“ aus Ljubljana.

Helga Pankratz

Minderheitenpolitik ist Demokratiep politik

Minderheitenfragen sind Grundfragen der Demokratie. Eine alternative Minderheitenpolitik richtet sich gegen eine ethnische Polarisierung und geht von einer gemeinsamen Verantwortung von Minderheiten und Mehrheiten aus. Minderheitenpolitik ist daher nur denkbar als Überwindung nationalistischer Denkmuster und vorstellbar als Politik und Kultur im Sinne interethnischer, interkultureller Beziehungen. In einer solidarischen Gesellschaft bedarf es einer neuen Kultur des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten unter gemeinsamer Verantwortung aller.

die grüne bildungs- werkstatt minderheiten



<http://minderheiten.gbw.at> | minderheiten@gbw.at
 Lindengasse 40 | 1070 Wien

ANZEIGE

ALS MYTHOS ENTLARVT

Beigewum/Attac (Hg):
 Mythen der Krise.
 Einsprüche gegen falsche Lehren
 aus dem großen Crash.
 VSA Verlag: Hamburg 2010.
 126 Seiten: € 10,80.
 ISBN 978-3-89965-373-1



„Aufklärungsarbeit gegen fadenscheinige Schutzargumente“ lautet eine Aussage des im Frühjahr 2010 erschienen Bandes *Mythen der Krise*, das vom Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (BEIGEWUM) und der globalisierungskritischen Organisation Attac herausgegeben wurde. Wie der Buchtitel bereits andeutet, hat die vorliegende Publikation die Wirtschafts- und Finanzkrise der letzten Jahre zum Ausgangspunkt.

Mythen der Krise ist das Ergebnis eines Arbeitskreises, an dem SozialwissenschaftlerInnen und ÖkonomInnen teilgenommen haben. Das Buch hat zum Ziel wirtschaftliche Aufklärungs- und Bildungsarbeit zu leisten und richtet sich explizit auch an Nicht-ÖkonomInnen, „die

dem herrschenden Krisen-Management kenntnisreich entgegenzutreten wollen“.

Die AutorInnen nähern sich dem Thema über drei Kapitel, die sich verschiedenen Mythen über Krisenursachen, Krisendynamiken und Krisenlösungen widmen. Das Ergebnis ist die Analyse von achtzehn populären Mythen, gleichzeitig werden die Ursachen der Krise und alternative wirtschaftspolitische Ansätze zu deren Überwindung vorgestellt und diskutiert. Dabei wird die ungleiche Einkommens- und Vermögenspolitik auf nationaler wie globaler Ebene als einer der zentralen Gründe der Wirtschafts- und Finanzkrise identifiziert.

Das Buch durchzieht die These, dass die „diskursive Rahmung der Ereignisse“ rund um die Krise ein wichtiges Fundament für die Fortsetzung der neoliberalen Politik und in der Folge für das Ausbleiben nachhaltiger Veränderung der Wirtschafts- und Finanzpolitik gelegt hat. So wird etwa anhand der – auch hierzulande verbreiteten – Mythen wie „Vermögenssteuern werden jetzt kontraproduktiv“ oder „Alle müssen den Gürtel enger schnallen“ dargestellt, wie Diskussionen rund um das Budgetdefizit und die Konsolidierung der Staatsfinanzen dazu genützt werden, neoliberale Umverteilungspolitiken mittels Strukturreformen und Deregulierung fortzusetzen. Das Ergebnis sind unter anderem staatliche Einsparungen in den Bereichen Bildung, Gesundheit und Pensionen, die Erhöhung von Massensteuern und weitere Privatisierungswellen. Demgegenüber bleibt die Besteuerung von Vermögen unangetastet, was als Ergebnis von Interessenspolitiken zu verstehen ist. Eine gestärkte Rolle des Staates als Regulativ der Wirtschafts- und Finanzpolitik im Interesse der sozial Schwächeren ist daher eine Grundvoraussetzung für einen nachhaltigen Weg aus der Krise und die Lösung sozialer Ungleichheit, so ein Resümee aus der Lektüre.

Auf nationaler Ebene erachten die AutorInnen einen Ausbau des öffentlichen

Sektors, z.B. von Kinderbetreuungsplätzen oder im Bereich der Pflege, sowie eine Erhöhung der Löhne als konjunktur- und gesellschaftspolitisch für sinnvoll. Statt in Zukunft auf ein nur exportorientiertes Wachstumsmodell zu setzen, wird zudem empfohlen, binnenorientierte Wachstumsquellen zu fördern und insgesamt eine ökologischere Wende des Kapitalismus herbeizuführen. Um diese Neuorientierung und veränderte politische Rahmenbedingungen durchzusetzen, bedarf es jedoch sozialer Auseinandersetzungen.

Passend hierzu macht sich im abschließenden Kapitel des Buches „Das Klima kann warten, bis die Wirtschaftskrise vorbei ist“ ein kämpferischer Ton bemerkbar: Die AutorInnen legen erneut die vielschichtigen Zusammenhänge zwischen der Weltwirtschaftskrise und anderen globalen Krisen, wie der Klimakrise, der Ernährungs- und der Energiekrise dar. Das Problem ist weniger, dass es an alternativen Lösungsmöglichkeiten fehlt, sondern es sind vielmehr die Strategien, die sich diesen Veränderungen aus Eigeninteressen entgegensetzen, so das Fazit. Dementsprechend wird eine weit verbreitete Ohnmacht und Ratlosigkeit ob der gegenwärtigen nationalen wie globalen Entwicklungen kritisiert und als Mythos entlarvt. Vielmehr gehe es hier und heute darum, nicht auf Veränderungen „von oben“ zu warten, sondern Handlungsfähigkeit zu gewinnen und für emanzipatorische Ziele zu kämpfen. Die sozialen Bewegungen weltweit werden als tragendes Subjekt für notwendige Veränderungen und die Schaffung von emanzipatorischen Räumen gesehen, in denen (bereits) alternative gesellschaftspolitische Modelle und Wege aus der Krise diskutiert werden.

Das vorliegende Buch ist hierfür eine gute Diskussionsgrundlage. Denn „nichts ist unrealistischer, als dass es so weitergehen kann, wie bisher!“

Vida Bakondy

AUF DIE SOZIALWISSENSCHAFTERINNEN HÖREN

Herbert Langthaler (Hg.):
Integration in Österreich.
 Sozialwissenschaftliche Befunde.
 Studienverlag: Innsbruck 2010.
 232 Seiten; € 26,90.
 ISBN 978-3-7065-4832-8

Das Schlagwort „Integration“ ist im Zusammenhang mit Migration aus dem medialen und politischen Diskurs Österreichs derzeit nicht mehr wegzudenken – selten wird der Terminus in diesem Kontext pragmatisch und ohne zu polarisieren verwendet. Dieses Loch zu füllen, muss unter anderem Aufgabe der Wissenschaft sein. Ein wichtiger publizistischer Schritt war dahingehend das 2001 veröffentlichte Buch „Wege zur Integration“ von Patrik Wolf und Rainer Bauböck. Von einem „Glücksfall einer fruchtbaren Zusammenarbeit eines Wissenschaftsjournalisten und eines Sozialwissenschaftlers“ spricht Herbert Langthaler, der Herausgeber des vorliegenden Sammelbandes. Er setzt sich das Ziel, mit dem vorliegenden Buch an die Publikation von Wolf/Bauböck anzuschließen.

In seiner Einleitung konzediert Langthaler, dass seitens der Politik die wichtige Arbeit von SozialwissenschaftlerInnen „kaum zur Kenntnis genommen wird“ – beispielsweise bei der Erstellung des aktuellen „Nationalen Aktionsplan Integration“ (NAP). Weil es sich bei der „Integrationsdebatte“ um einen die Gesellschaft betreffenden Diskurs handelt, ist das keineswegs nachvollziehbar.

Herbert Langthaler, Sozialanthropologe, Journalist und Mitarbeiter der asylkoordination Österreich ist profunder Kenner der österreichischen Asyl-, Migrations- und Integrationsthematik. Als solcher lässt er in diesem Sammelband 16 ExpertInnen mit dem Beschäftigungsfeld Migration und Integration „sozialwissenschaftliche Befunde“ – so der Untertitel des vorliegenden Bandes – zu „Integration in Österreich“ abgeben. PolitologInnen, SozialanthropologInnen, SoziologInnen und SprachwissenschaftlerInnen, die hauptsächlich im universitären Bereich aber auch im außeruniversitären Forschungsbereich, bei NGOs und internationalen Organisationen tätig sind, kommen zu Wort und decken das breite Spektrum, welches der Begriff „Integration“ beinhaltet, umfassend ab.

Der Band tastet sich über die wesentlichen Bereiche, namentlich Sprache, Arbeit und Bildung, an die Integrationsdebatte heran und liefert dazu interessante Erkenntnisse: Etwa wenn die Germanistin Verena Plutzar äußerst kritisch über das Paradigma der Sprache als „Schlüssel zu erfolgreicher Integration“ berichtet. Angela Wroblewski und Barbara Herzog-Punzenberger sehen in den Lehrkörpern der Schulen „die wohl wichtigsten AkteurInnen für eine gelungene Integration von SchülerInnen mit Migrationshintergrund“.

Hervorzuheben ist auch der Beitrag von Andrea Götzelmann, die einen umfassenden Überblick über sämtliche Akteure im Bereich „Integration in Österreich“ liefert und dabei vor allem die Politik des Bundes kritisiert, und der Artikel von Ruth Kronsteiner. Die Ethnologin und Psychotherapeutin schildert anhand der Traumatisierung eines tschetschenischen Klienten, wie wenig heterogen sich die Gruppe der „MigrantInnen“ darstellt, was wiederum bedeutet, dass „Integration“ kaum generalisierbar ist.

Dass eine grundsätzliche Richtungsänderung in der (politischen) Herangehensweise an die Thematik „Zusammenleben von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund“ notwendig wäre, skizzieren die Politologen Bernhard Perchinig und Thomas Schmidinger in ihren Beiträgen.

Perchinig plädiert in seinem Text in Anlehnung an Amartya Sen die Integrations-Debatte in Richtung Verwirklichungschancen, individuelle Autonomie, Menschenrechte und Gleichberechtigung zu führen.

Thomas Schmidinger, ebenfalls Politikwissenschaftler an der Uni Wien, postuliert in seinem Beitrag, Österreich endlich als Einwanderungsland zu akzeptieren, schließlich sei Österreich schon immer ein Einwanderungs- und Auswanderungsland gewesen. Ohne (Arbeits-) Migration sei „keine Entwicklung moderner kapitalistischer Produktionsformen möglich gewesen“.



Es bleibt zu hoffen, dass in Zukunft die Befunde von SozialwissenschaftlerInnen zunehmend auch in den politischen Diskurs Einzug halten und dort eine gewichtigere Position als bisher einnehmen. Denn letztlich kann nur eine sachliche Diskussion auf einer vorurteilsfreien Basis ohne große Emotionen und populistische Tendenzen zu einer sukzessiven Verbesserung führen.

Fazit: Der vorliegende Sammelband sollte als Pflichtlektüre für Jede/n gesehen werden, der/die im Bereich Migration und Integration arbeitet oder an diesen Themen interessiert ist und sich eine solide Basis an Wissen darüber aneignen möchte, wie der Status quo der Integrationsdebatte erreicht wurde und welche sozialwissenschaftlichen Vorschläge zu einer Verbesserung desselben vorliegen.

Herwig Schinnerl

IM DEZEMBER 2010

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn die Ereignisse nur so über uns drüberrollen und wir nicht schlau daraus werden können. Wie zum Beispiel bei den Wiener Wahlen, wo die Bevölkerung schon wieder nicht erkannt hat, was sie an uns vom BZÖ hat. Dabei haben wir extra einen ORF-Pensionisten als Spitzenkandidaten ins Rennen geschickt. Und dann sind wir nicht einmal reingekommen in den Gemeinderat. Dafür sind wir Weltmeister geworden, wenn auch mit einem deutschen Fahrer in einem britischen Auto. Aber so ist sie halt, die Globalisierung! Auch wenn sie ihre Schattenseiten hat: In Salzburg soll schon jeder dritte Skilehrer Ausländer sein. Die Kinder werden auch immer fetter, hat eine Studie ergeben – ein Zwölfjähriger ist sogar in einem Basketball-Korb stecken geblieben. Dann diese PISA-Studie in den Zeitungen, wo wir nicht wissen, was das ist. Und dann die neue Droge mit einem Wahrheitsserum, die anscheinend in Botschafterkreisen zirkuliert.

Angefangen hat es mit einem Interview des türkischen Botschafters Kadri Ecved Teczan in der Zeitung Die Presse. Die lesen wir zwar nicht täglich, haben aber doch den ganzen Skandal mitbekommen. Die Sache hat auch bei uns gehörig Staub aufgewirbelt! Der Kommerzienrat Schwarzschanerl hat sich vor allem über die Forderung nach Türkisch als Maturasprache aufgeregt und dabei von drohender Über-Assimilation gesprochen: „Wir brauchen nicht noch mehr Gscheiterln, die nix hackeln wollen und nach der Matura in die Wärmestuben der Universitäten einsickern und dort das Maul aufreißen. Österreich braucht Hilfs- und Facharbeiter!“ Der Genosse Rotlauf hat sich besonders wegen der Sätze über die SPÖ geärgert und gemeint: „Solche Aussagen, auch wenn sie stimmen, stehen Außenstehenden nicht zu!“ Der Herr Grünlinger bezweifelt die Richtigkeit des Satzes: „Außer im Urlaub interessieren sich die Österreicher nicht für andere Kulturen.“ Er meint, dass es umgekehrt ist: In Wien gehen die Einheimischen doch hin und wieder zum Italiener oder Chineser essen, im Urlaub gilt ihr Interesse nur der Lösung der Frage, wo das nächste Lokal mit Schnitzel und österreichischem Bier

ist! Der Kamerad Brauntresch hat von der dritten Wiener Türkenbelagerung schwadroniert, nach dem dritten Bier aber wieder einmal Kara Mustafa und Kara Ben Nemsî verwechselt.

Anscheinend ist die Droge mit Wahrheitsserum vor allem bei amerikanischen Diplomaten im Umlauf, wie die von WikiLeaks veröffentlichten Berichte aus den US-Botschaften zeigen. Da ist zum Beispiel der Silvio Berlusconi als „unverantwortlich“ bezeichnet worden, die Angela Merkel als „entscheidungsschwach“, obwohl sie sofort nach Bekanntwerden schlechter Umfragedaten einen schrillen Terroralarm ausgelöst hat. Und der Vladimír Putin wird „Alphamännchen“ genannt – der wird sich darüber freuen und eine stark vergrößerte Fotokopie übers Bett hängen. Überhaupt können wir uns den Wirbel nicht ganz erklären, an unserem Stammtisch geht es dynamischer zu bei der Politikerbeschimpfung. Da haben wir gleich ein Spiel daraus gemacht: Jeder von uns hat erfundene Formulierungen aus Depeschen des US-Botschafters in Wien an die Hillary auf ein Papier schreiben müssen – und die anderen haben zu erraten gehabt, wer damit gemeint ist. Also ein Beispiel: „Die Parteispitze überlegt bereits, ihr nach der kapitalen Fehlerserie, die an den Wahlniederlagen stark beteiligt war, einen Blondinenhund zur Seite zu stellen, der auf sie aufpasst und vor weiteren Schnitzern bewahrt.“ Die Frage ist sicher vom Schwarzschanerl gekommen, konnte aber nicht eindeutig beantwortet werden, weil die eine Hälfte die Innenministerin vermutete, die als Zuständige für Ausweise und Ausweisen die Goldene Abschiebermütze der Hutmacherinnung ergattern will und derzeit überlegt, an allen österreichischen Grenzstationen Drehtüren einzurichten, damit die Abgeschobenen und nach Massenprotesten wieder Hereingelassenen nicht in einen Stau geraten. Die andere Hälfte dachte sofort an die Justizministerin, die ja nach der Aufhebung ihres Bawag-Urteils derzeit wie ein begossener Pudel dasteht. Unser politisches Personal gibt ja wirklich viel her, was so ein Botschafter nach Washington mailen kann, damit die dort auch was zu lachen haben.

Wenn dem Obama wegen seiner Wahlniederlage Depressionen drohen, sollte er einfach heimische Zeitung lesen. Zum Beispiel das Blatt „Österreich“ vom 14. November: „Mann fiel neben ‚Krone‘-Haus tot um“ – erstaunlich, welche Kraft der Dichand noch aus dem Grab heraus entwickelt! Oder die Schlagzeile „Millionenpoker in Wien!“

Haben wir praktisch dauernd, Flughafen-Skylink Schwechat und so, da brauchen wir keinen Boris Becker dazu! Hochkonjunktur in den heimischen Medien hat derzeit das Thema Medizin. Da werden in Spitälern die falschen Nieren operiert, heißt es. Aber vielleicht waren die Chirurgen, die die gesunde Niere entnommen haben, keine Trotteln, sondern tüchtige Kaufleute in Kontakt mit der Organmafia. Ein deutscher Schauspieler, der bei ORF-Serien ein bisschen statieren durfte, hat sich seinen „Schwarzwaldklinik“-Kindertraum vom Professor Brinkmann erfüllt und ist als falscher Notarzt in einem wirklichen Einsatzwagen mitgefahren. Aufgeflogen soll er sein, weil er vor Ort den Verletzten nicht zuerst nach einer Privatversicherung gefragt hat.

Dann noch diese teure PISA-Studie, die kein Mensch braucht! Da haben wir unsere eigene Untersuchungsmethode, die viel billiger ist und alles sagt. Am 29. Oktober schrieb eine Zeitung, dass 40 Prozent der Bewerber bei der Wiener Polizei am Deutschtest scheitern. Noch bevor der Brauntresch „Die Ausländer!“ plärren konnte, hat der Schwarzschanerl weitergelesen: „Aber nur 7 Prozent hatten Migrationshintergrund!“ Was das überhaupt heißt, dieses Pisa, weiß niemand genau. Der Schwarzschanerl tippt auf „Pädagogen ineffektiv, Schüler ahnungslos!“ So hat er das Wahlvolk gern.

Womit wir bei der Demokratie wären. Die schießt derzeit gehörig ins Kraut! So durfte jeder, ungeachtet seiner Staatsbürgerschaft, beim gesuchten Namen für das Panda-Baby seine Stimme abgeben. Weil das Wählen aber oft eine schmerzende Tätigkeit ist – es heißt nicht umsonst: Wer die Wahl hat, hat die Qual –, hat der schwarze Bürgermeister im burgenländischen Unterrainitz sich nicht geschert und seinen Schäfchen diese Mühsal abgenommen. Hat er halt selbst die Wahlkarten ausgefüllt. Wien war da anders – da hat die ÖVP-Marek – man braucht nur diesen Namen sagen, und der Schwarzschanerl bekommt einen Schreikrampf! – noch einen Tag nach der Wahl Inserate mit dem Aufruf zur nachträglichen Briefwahl geschaltet. Apropos Wien-Wahl: Dass sich da was anbahnt, ist mir schon vorher aufgefallen, weil der Rotlauf und der Grünlinger öfter noch was trinken wollten, wenn wir zwei anderen schon nach Hause gegangen sind.

Der größte Verlust zum Schluss: Krake Paul starb Ende Oktober in Oberhausen. Sichere ökonomische Prognosen sind also nicht mehr möglich.

INFORMATION. RASCH. UMFASSEND.

- Die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

ANRUFEN

Servicetelefon 0800-222-666

Montag bis Freitag 8-18 Uhr (gebührenfrei)

SCHREIBEN

Bundeskanzleramt, Bürgerinnen- und Bürgerservice

Ballhausplatz 1, 1014 Wien

Fax: +43 1 531 15-4274

E-Mail: service@bka.gv.at

HINGEHEN

Servicezentrum: HELP.gv.at

Informationen, Beratung und Unterstützung

zu E-Government und Bürgerkarte

Montag bis Freitag 9-17 Uhr

Ballhausplatz 1 (Eingang Schauflergasse), 1014 Wien

INTERNET

www.bundeskanzleramt.at



Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 77
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 S

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien

